



Graff

The Newberry Library

The Everett D. Graff Collection  
of Western Americana

4722





Ein Ausflug

nach den

# Felsen - Gebirgen

im Jahre 1839,

von

F. A. Wislizenus, M. D.

St. Louis, Mo.,

Gedruckt bei W. H. Weber, Herausgeber des „Anzeigers des Westens.“

1840.



das Land bis an die russischen Besitzungen im 54ten Gr. 10 Min. nördl. Breite in Folge von Entdeckungen und alten Verträgen in Anspruch, die Engländer aber theilen nach vorläufiger Uebereinkunft den Besitz jenes Landstrichs mit den Ver. Staaten, ohne die Streitfrage dadurch erledigt zu haben. Die westliche Hälfte der Ver. Staaten, die uns hier ganz allein beschäftigen wird, ist in Territorien abgetheilt, — diesseits der Felsengebirge nämlich in das Nordwest-Missouri- und Arkausas-Territorium, das Land jenseits derselben bis zum Stillen Meere wird unter dem allgemeinen Namen des Oregon Territoriums begriffen. Nur an den Endpunkten dieser westl. Hälfte, die an Umfang und Flächeninhalt der östlichen gleich, wo nicht überlegen ist, hat die Kultur bis jetzt einige Wurzeln geschlagen. Längs der Kulturgrenze nämlich wohnen verschiedene friedliche Indianerstämme, die sich zum Theil zum Ackerbau bequemt haben, und auf der andern Seite, am Columbiafluß nahe am Stillen Meere, haben sich einige noch unbedeutende Niederlassungen von Engländern und Amerikanern gebildet. Die zwischen diesen Endpunkten gelegene Fläche aber hat noch kein Pflug berührt, kein heimathliches Dach eines Ansiedlers ladet den Reisenden zur Ruhe ein, sondern bloß der einsamer Indianer schlägt dort sein bewegliches Zelt auf, und wandert mit seinem treuen Gefährten, dem Büffel, der gleich ihm vor der Kultur der „blasseu Gesichter“ zurück weicht, täglich weiter. Der Charakter des Landes begünstigt das Jägerleben dieser wilden Horden, und legt dem weitem Vordringen des Ansiedlers große Schwierigkeiten in den Weg. Denn diese ungeheure Strecke ist eigentlich nur eine einzige große Prairie, in wellenförmigen Hügeln und weiten Hochebenen dahinrollend, von Bächen und Flüssen zwar reichlich durchschnitten, aber meist so holzarm, daß selbst der Reisende nicht immer das nöthige Brennholz findet, und in trockenem Büffelmist einen dürftigen Ersatz dafür suchen muß. Von Norden nach Süden wird diese Prairie von jener hohen Gebirgskette durchschnitten, die das ganze west-

liche Amerika in der angegebenen Richtung durchläuft, in verschiedenen Ländern, durch welche sie sich zieht, verschiedene Namen erhalten hat, im nördl. Amerika aber unter dem allgemeinen Namen der Felsengebirge, (ROCKY MOUNTAINS), in Süd-Amerika unter dem der Anden bekannt ist. Aus dem Schooße dieser Gebirge, deren Scheitel mit ewigem Eis und Schnee bedeckt sind, gehen alle die Flüsse hervor, welche diese Wildniß durchströmen, und ihre Wasser zwei entgegengesetzten Meeren, dem atlantischen und Stillen Meere zusenden. So entspringt nordöstlich der Missouri mit seinen beiden tributären Strömen, dem Yellow-Stone und Platte, südöstlich der Green River, (Colorado of the west), der sich in den Golf von Californien ergießt, westlich der Columbiafluß, dessen nahe Mündung in das Stille Meer unberechenbare Vortheile für den Handel darbietet. Aus diesem kurzen geographischen Ueberblick schon ergibt sich die Wichtigkeit des Landes in commercieller Beziehung. Erwägen wir dabei noch, daß das Land reich an Bibern und der Tauschhandel mit den Indianern eine Quelle großen Gewinnes ist, so darf es uns nicht befremden, daß trotz aller Schwierigkeiten, die ein unbekanntes Terrain, feindselige Indianer, Schwierigkeit des Transportes, Hunger und Durst, einer Reise in ein solches Land entgegenstellen, ein spekulativ-unternehmendes Volk, wie das amerikanische, schon frühzeitig ihr Augenmerk auf diese ferneren Gegenden richtete, und mit ausdauerndem Muth alle jene Schwierigkeiten zu überwinden wußte.

Die ersten Entdeckungstreisen nach diesem fernsten Westen hängen mit der Geschichte des Nord-Amerikanischen Pelzhandels so eng zusammen, daß es nothwendig sein wird, letzteren hier kurz zu berühren. Schon in frühern Jahrhunderten nämlich, als sich die östlichen Küsten N. Amerika's erst zu bevölkern begannen, und das Land jenseits der Alleghany's noch von Indianern und Büffeln wimmelte, fand man im Pelz- und Tauschhandel mit den Indianern eine sehr ergiebige Goldgrube. Am meisten zeichneten sich in diesem

Handelszweige die, damals unter französischer Herrschaft stehenden, Canadies aus. Die canadischen Pelzhändler drangen kühn in eine Wildniß, die vorher noch kein Europäer betreten; mit ihrem leichten französischen Blute wußten sie sich selbst unter wilden Indianerstämmen beliebt zu machen, und wurden so die Vorläufer der Kultur. Unter den verschiedenen zu diesem Zwecke errichteten Handelscompagnien ragen zwei namentlich hervor, deren Geschichte sich noch bis in die neueste Zeit hineinzieht, nämlich die von Karl II 1670 privilegirte Hudsonbay-Compagnie, deren Hauptsitz damals New-York war, und die in Montreal 1783 errichtete „Nord-West-Compagnie.“ Diese beiden rivalisirenden Compagnien trieben ihren Handel meist an den nördlichen Seen hin, und drangen später von da in das Mississippithal herunter. Das weiter westlich gelegene Land aber war noch unbekannt. Die ersten unvollständigen Nachrichten darüber finden sich in einer Reisebeschreibung von Jonathan Carver aus Conestikut, der sich um das Jahr 1763 unter den Indianern am obern Mississippi herumtrieb, und von einem Fluß Oregon, oder dem Flusse des Westens (dem Columbia) spricht. Diese Nachricht hatte er wahrscheinlich durch Indianer erhalten, der Name Oregon scheint sich übrigens von daher zu datiren. Der erste Reisende, der in westlicher Richtung bis ans Stille Meer vordrang, war ein ehemaliger Offizier in englischen Diensten, Sir Alexander Mackenzie. Er ging 1793 zum erstenmal über die Felsengebirge im 52 Gr. 20 Min. 48te Sek. nördlicher Br., und erreichte in dem jetzigen Saledonien (zwischen dem 52sten und 55sten Gr. nördl. Breite) also nördl. vom Columbiafluß das Stille Meer. Die N. W. Compagnie errichtete bald darnach in der bezeichneten Gegend am Stillen Meere zwei Handelsposten. Im Jahr 1803 sandte die Regierung der Ver. Staaten, die Wichtigkeit dieser westl. Besitzungen erkennend, eine Expedition unter Lewis und Clark über die Felsengebirge, um das Land zu erforschen, und im Namen der Ver. Staaten Besitz davon zu nehmen. Lewis und



Clark fuhren auf dem Missouri hinauf bis zu seinen Quellen, gingen dann, mit vielen Mühseligkeiten kämpfend, über die Felsengebirge, gelangten auf der andern Seite an die Quellen des Columbiaflusses, und—seinen Lauf verfolgend,—ans Stille Meer. Mit Veränderung der politischen Verhältnisse in N. Amerika waren die beiden Hauptcompagnieen, die Hudson Bay und die N. W. Compagnie unterdessen in die Hände der Engländer übergegangen, und behaupteten ein fortwährendes Uebergewicht. Im Jahr 1810 aber erhob sich in New-York eine furchtbare Opposition gegen sie in der „Pacific Fur Compagnie“, deren finanzielles und geistiges Haupt Joh. Jacob Astor, ein geborner Deutscher, war. Die nähere Beschreibung dieses, für einen Privatmann riesenhaften Unternehmens findet sich in Washington Irvings classischer „Astoria.“ Für den vorliegenden Zweck genügt es zu wissen, daß das Unternehmen in einer gleichzeitigen See- und Land-Expedition bestand. Letztere wurde Wilson P. Hunt von New-Jersey (gegenwärtig Postmeister in St. Louis) anvertraut. Hunt fuhr den Missouri hinauf bis zu dem Dorfe der Arickaras und ging dann zu Land in südwestlicher Richtung weiter. Er erreichte die Felsengebirge in dem Nordwestl. Winkel der Wind-River-Gebirge, überschritt die Hauptkette, fand auf der andern Seite die Süd-Westl. Hauptquelle des Columbiaflusses, den Snake-River, und gelangte nach unglaublichem Ungemach, dem mehrere aus der Gesellschaft unterlagen, endlich an den Columbiafluß und ans Stille Meer. Ein Schiff, was gleichzeitig ums Cap Horn herum nach dem Columbiafluß gesandt worden, war bereits dort angekommen, und ein Handelsort (Astoria) nahe an der Mündung des Columbiaflusses errichtet worden. Soweit war das Unternehmen mit Erfolg gekrönt. Verschiedene Unglücksfälle aber, und besonders die Treulosigkeit eines Agenten machten das Ganze wieder scheitern. 1812 wurde das Fort von dem Agenten verrätherischer Weise an die N. W. Compagnie verkauft, und bald darauf nahmen die Engländer, damals im Kriege mit den

Ver. Staaten begriffen, militärischen Besitz davon. 1818 wurde das Fort zwar förmlich an die V. St. wieder zurückgegeben, aber die N.W. Compagnie blieb im faktischen Besitz des Landes. Ihr einziger Nebenbuhler war jetzt die Hudson Bay Compagnie. Beide führten eine Zeitlang blutige Fehden, bis sie sich endlich 1821 unter den bedeutenden Privilegien der Hudson Bay Compagnie zu einer Handels-Compagnie verschmolzen. Diese neue Compagnie hat jetzt allen Handel am Columbiafluß an sich gezogen, und die Ver. Staaten von diesem Theile ihres Gebiets faktisch verdrängt.

Solche Resultate waren für die Bewohner der V. St. nicht ermutigend; dennoch regte sich der Unternehmungsgeist des Volkes bald wieder von Neuem. 1820 wurde von der Regierung der V. St. eine neue Expedition unter Major Long zur Erforschung des Landes den Missouri hinaufgeschickt. Auch Privatunternehmungen wurden bald wieder veranstaltet. So errichteten 1822 Gen. Ashley von Missouri und Mr. Henry einen Handelsposten am Yellow Stone, und durchstreiften das Land diesseits der Felsengebirge bis zum Green River. Der Biberfang versprach den meisten Gewinn. Ein eigenthümlicher Schlag Menschen, die Biberfänger (Trappers) die in kleinen Banden das Land nach allen Richtungen durchkreuzten, bildeten sich daher hier aus. Aus dieser Schule gingen wieder Führer für künftige Unternehmungen hervor, wie Smith, Fitzpatrick, Bridger, Robert Campbell, Wm. Sublette &c., Namen, die jedem Gebirgsmann (Mountaineer) wohlbekannt sind. 1830 traten von St. Louis aus auch 2 Compagnien ins Leben, nämlich die schon 1809 gestiftete, aber seitdem eingeschlafene „American Fur Comp.“ und die von Sublette u. Campbell errichtete „Rocky Mountains Fur Comp.“ 1832 traten noch 2 neue Rivalen in's Feld, nämlich Capt. Bonneville im Auftrag einer Compagnie von New York, und Capt. Wyeth von Boston. Die vier Parteien durchstreiften das Land dies- und jenseits der Felsengebirge nach allen Seiten, nur von dem Columbiaflusse wußte sie die übermächtige Hudsonbay Compagnie auszuschließen. Das damalige Treiben die-

ser eifersüchtigen Parteien hat Wash. Irving in seinen „Rocky Mountains“ sehr getrenlich geschildert. Capt. Wyeth und Bonneville traten nach einigen Jahren wieder vom Schauplatz ab, weil ihre Compagnien dabei verloren hatten, und die American und Rocky Mountain Compagnie schlossen erst ein gütliche Uebereinkunft, wonach jede einen bestimmten Distrikt für Handel und Biberfang einnahm, und verschmolzen später in jene einzige Compagnie, die unter der Firma „Chouteau, Pratte u. Co.“ fortgeführt wurde. Verschiedene kleine Compagnien wurden später noch errichtet, welche Handelsforts am Missouri, am Nord und Süd Platte, am Arkansas und Greenriver anlegten, aber keine derselben erhielt ein besonderes Uebergewicht.

Wenn durch die eben beschriebenen Handelszüge die Kenntniß des Landes im Allgemeinen sehr erweitert wurde, so war auch in wissenschaftlicher Hinsicht manches geleistet worden von Männern, die sich aus Liebe zu den Naturwissenschaften solchen Expeditionen anschlossen. So begleitete der bekannte Ornitholog Nuttall und der Botaniker BrADBURY die Hunt'sche Expedition, bis wo sie den Missouri verließ. In Pong's Expedition befand sich der, um die Zoologie so verdiente Say, auch der durch seinen Eifer für die Naturwissenschaften rühmlichst bekannte Fürst von Newwied unternahm um diese Zeit eine wissenschaftliche Reise an dem Missouri hinauf. Capt. Wyeth endlich war von Nuttall und Townshend begleitet. Wenn durch diese Männer, oft mit großen Opfern, auch schon vieles geleistet worden ist, so bleibt doch noch weit mehr zu thun übrig, denn das Land ist reich an Schätzen für jeden Zweig der Naturwissenschaften, und nur die Beschwerlichkeit und Gefährlichkeit der Reise hat bis jetzt abgehalten, sie zu heben.

---

## Zweite Skizze.

### Abreise. — Die Caravane.

Es gibt gewisse Zugvogelnaturen, die sich unheimlich fühlen, wenn sie für längere Zeit an einen Himmelsstrich gebunden sind. Sie betrachten die Natur als eine große Familie, und die Welt als ihre Heimath. Ich will nicht entscheiden, ob ich zu dieser Classe von Geschöpfen gehöre, so viel aber weiß ich, daß mich von Zeit zu Zeit ein unwiderstehliches Reisefieber ergreift, und daß ich kein besseres Mittel gegen die Launen und Grillen des alltäglichen Lebens kenne, als Orts- und Lustveränderung.

Seit mehreren Jahren schon an eine höchst ermüdende ärztliche Praxis angeschlossen, in der ich die Leiden und Freuden eines praktischen Arztes erschöpft hatte, fühlte ich das Bedürfniß einer geistigen und körperlichen Erholung. Ein Ausflug in dem cultivirten Theil der V. St., den ich größtentheils schon bereist hatte, entsprach weder meinen Verhältnissen noch Neigungen. Der ferne Westen aber, mit seinen Wildnissen und Urmenschen, war für mich um so anziehender. Außer dem selbstthätigen Zwecke eigenen Gesnusses hatte ich dabei noch einen allgemeineren vor Augen, im Verhältnisse nämlich meiner geringen Kenntnisse in den Naturwissenschaften und meiner beschränkten Mittel zu einer richtigern Anschauung dieses in vieler Beziehung noch fabelhaften Landes vielleicht etwas beitragen zu können.

Um die Mitte des April 1839 verließ ich zu diesem Entzweck St. Louis. Ich fuhr mit dem Dampfsboot St. Peters den Missouri hinauf bis zu "Chouteau's landing." Unsere Fahrt währte 6 Tage, weil das Wasser sehr niedrig war, und bot nichts besonderes

dar. Von Chouteau's landing ist das Grenzstädtchen West Port 6 Meilen entfernt, dort wollte ich den Abgang der diesjährigen Caravane erwarten. Das Städtchen zählt vielleicht 30 bis 40 Häuser und liegt bloß eine Meile von der westlichen Grenze des Staates Missouri. Es ist der gewöhnliche Sammelplatz für Reisende nach den Felsengebirgen, so wie das 12 Meilen davon gelegene Independence der für die nach Santa Fé Reisenden. Ich kaufte mir ein Pferd und ein Maulthier, ersteres zum Reiten, letzteres für mein Gepäck, und traf sonstige zur Reise nöthige Vorbereitungen. Am 4ten Mai trafen die verschiedenen Parthien unserer Reisegesellschaft im ersten Nachtlager bei Sapling Grove, ungefähr 8 Meilen von West Port, zusammen. Der Weg dahin führt durch das Land der Shawnees, friedlicher Indianer, die sich hier angesiedelt haben, und zum Theil werthvolle Farmen besitzen. Ihre Sitten haben sich denen der Weißen schon sehr genähert, manche von ihnen sprechen englisch. Meine erste Tagereise begann unter bösen Auspicien, weil ich mein Maulthier noch nicht zu packen verstand. Der gewöhnliche Weg es zu thun, besteht nämlich darin, daß man sein Gepäck in zwei gleiche Hälften theilt, jede derselben f. st. zusammen schnürt, und mit Schlingen an den beckenförmigen Packtattel an beiden Seiten aufhängt. Das Ganze befestigt man noch durch den s. g. Lashrope, einen starken Strick aus Büffelleder, den man erst um den Leib des Thieres und dann in vier Touren so fest wie möglich um das Gepäck herumwindet. Mein Gepäck wog 150 bis 200 Pfund, eine ganz gewöhnliche Last für ein Maulthier; aber es war nicht gehörig vertheilt, so daß ich unterwegs öfter umzupacken hatte, und erst gegen Abend auf dem Lagerplatz ankam, wo die übrigen bereits eingetroffen waren. Unsere Caravane war klein, sie bestand bloß aus 27 Personen. 9 davon standen im Dienste der Pelzcompagnie von St. Louis (Chouteau, Pratte & Co.), und hatten die Bestimmung, Handelsgüter nach dem jährlichen Rendezvous am Greenriver zu transportiren; ihr Führer war Mr. Har-

ris, ein Gebirgsmann ohne besondere Bildung, aber mit fünf gesunden Sinnen, die er zu gebrauchen versteht. Alle übrigen schlossen sich dieser kleinen Expedition auf eigne Hand an. Unter diesen letztern befanden sich drei Missionäre, zwei davon von ihren Frauen begleitet, die christlicher Befehrungseifer nach dem Columbia trieb. Einige andere sprachen von einer bleibenden Niederlassung am Columbiafluß, andere beabsichtigten nach Californien zu gehen u. s. w., fast Alle aber waren von Handelsinteresse getrieben. Die Mehrzahl der Reisegesellschaft bestand aus Amerikanern, die übrigen waren canadische Franzosen, einige Deutsche und ein Däne. Die Pelzcompagnie transportirte ihre Güter auf zweiräderigen Karren, wovon sie vier bei sich hatte, jeden derselben mit 2 Maulthieren bespannt, und mit 8 bis 900 Pfund beladen; die übrigen luden ihr Gepäck auf Maulthiere und Pferde, deren 50 bis 60 bei der Caravane waren. Unser erster Lagerplatz, Sapling Grove, war an einem kleinen Hickory-Wäldchen mit frischem Quellwasser. Unsere Thiere ließen wir in der Nähe grasen. Damit sie nicht weit laufen, bindet man ihnen beide Vorderfüße, oder den Vorder- und Hinterfuß einer Seite mit s. g. Hobbels zusammen; um sie leicht wieder fangen zu können, läßt man ein jedes einen langen Strick von Büffselleder (Trailrope) nachschleppen. Des Nachts schlägt man in der Nähe des Lagers Pfähle (Pickets) in einiger Entfernung von einander in die Erde, und bindet die Thiere mit den Stricken daran. Nachdem wir unsere Thiere so besorgt, und zu Abend gegessen hatten, lagerten wir uns um ein Feuer und verkürzten uns den Abend mit Gesprächen und Rauchen, wickelten uns dann in unsere wollenen Decken, das einzige Bett, was man mitnimmt, und schliefen zum erstenmal unter unsern kleinen Zelten, deren wir im Ganzen 7 bei uns hatten. Mit der Morgendämmerung weckt der Führer das Lager mit einem unharmonischen: "get up, get up, get up!" (steht auf!) Alles erhebt sich, die erste Sorge ist für die Thiere. Man bindet sie von den Pfählen los, und läßt sie im Freien eine

Etunde lang grasen, bereitet sich während der Zeit ein Frühstück, bricht sein Zelt ab, und schickt sich zum Aufbruch an. Die Thiere werden wieder hercingetrieben, man packt und sattelt, und bricht in corpore auf. In mäßigem Schritt geht es vorwärts, voran der Führer mit den Karren, dahinter in bunter langer Reihe die Reiter und Packthiere. In den ersten Tagen der Reise leitet man die Packthiere gern an Stricken nach, später läßt man sie frei laufen, und treibt sie vor sich her. Das Packen macht den Reulingen auf der Reise anfangs viel zu schaffen. Hier neigt sich ein Packthurm auf die Seite, dort sinkt er gar unter den Bauch des Thieres, bald steht das Thier mit seiner schwankenden Last still, bald rennt es wüthend davon, und haut so lange um sich, bis es von seiner Bürde befreit ist. Aber unaufhaltsam, wie eine Armee über ihre Gefallenen, geht der Zug immer vorwärts, mit stillem Zorn suchen die älteren, wüthend und fluchend die jüngeren Reisegefährten ihr Gepäck wieder zusammen, beladen ihre Thiere und traben dem Zuge wieder nach. Gegen Mittag wird, wenn man einen passenden Lagerplatz findet, dessen Haupterfordernisse in frischem Wasser, gutem Grase und hinreichendem Holze bestehen, ein bis zwei Stunden gehalten. Man packt die Thiere ab, um sie grasen zu lassen, und bereitet sich selbst ein Mittagessen. Dann bricht man wieder auf, und marschirt bis gegen Sonnenuntergang. Man schlägt die Zelte auf, besorgt die Küche, lagert sich um die Feuer und empfiehlt sich, in die wollenen Decken gewickelt, seinem guten Geschicke bis zum nächsten Morgen. Auf diese Art legt man im Durchschnitt täglich 20 bis 25 Meilen zurück. Die einzige Nahrung, welche die Thiere bekommen, ist Gras, für sich selbst nimmt man auf die ersten Wochen einige Victualien, wie Schinken, Schiffszwieback, Kaffee und Thee mit, später lebt man bloß von der Jagd. So ist das tägliche Treiben dieser Caravanen.

### Dritte Skizze.

Reise bis zum Kanzas. — Die Kanzas Indianer.

Die Richtung, die wir in den ersten Tagen unserer Reise nahmen, war rein westlich. Wir marschirten einen Tag lang auf der breiten, durch Caravanen gebildeten, Santafé-Straße, ließen sie dann zu unserer Linken und schlugen einen schmalern Fahrweg ein, der durch frühere Reisen in die Felsengebirge entstanden, aber oft so undeutlich ist, daß ihn unser Führer zuweilen verlor und bloß der Richtung nachging. Unser Weg ging durch Prairie mit vielen wellenförmigen Hügeln von gutem Boden, sie ist mit einzelnen Bächen und Flüschen bewässert, an deren Ufer sich gewöhnlich ein schmaler Streifen Laubholz hinzieht. In der Prairie selbst findet sich kein Holz. Einige Male hatten wir uns mit schmutzigem, stehenden Wasser zu begnügen, meistens aber fanden wir angenehme, selbst romantische Lagerplätze an klaren Bächen. Wild sahen wir noch nicht, bloß einige Prairiebühner wurden geschossen; ein verwitterter Büffelhkopf jedoch und ein Elkgeweih, die wir fanden, erinnerten uns an die Zeiten, wo diese Bewohner der Wildniß auch hier gehaust hatten. Am fünften Tage unserer Abreise erreichten wir den Kanzas, oder wie er gewöhnlich genannt wird, Ka-Fluß, einen nicht sehr tiefen, aber ziemlich breiten und reißenden Fluß, der von Westen nach Osten läuft, und sich hart an der Grenze des Staates Missouri in den Fluß gleichen Namens ergießt. Wir befanden uns ungefähr 100 Meilen oberhalb seiner Mündung. Um uns überzusetzen, war ein Canoe von dort den Fluß heraufgesandt worden, aber noch nicht angekommen. Wir lagerten uns daher einstweilen auf einer Anhöhe in der Nähe des Flusses. Einige Meilen von



nus, auf der nämlichen Seite des Flusses, lag ein Dorf der Kas oder Kanzas-Indianer, auf der andern Seite des Flusses, etwas entfernter, zwei andere von demselben Indianerstamme. In der Nähe des ersten Dorfes befindet sich ein Handelshaus, eine Schmiede und eine methodistische Missionsanstalt. Die Kas wohnten früher gegen 40 Meilen westlicher, die Regierung der V. St. aber wies ihnen im Jahre 1826 in Folge von Verträgen den Landstrich an, den sie jetzt bewohnen, und hat ihnen auf 20 Jahre lang eine jährliche Summe von \$ 3,500 bewilligt, die ihnen meist in Gütern ausgezahlt wird. Der ganze Stamm soll jetzt gegen 1500 Seelen stark sein. Die Versuche, die Kas zu cultiviren und zum Landbau zu bewegen, haben bis jetzt noch wenig Erfolg gehabt. Die Regierung hat ihnen einige Handwerker geschickt, eine Art Musterfarm einrichten lassen, und liefert ihnen jährlich eine Anzahl Rindvieh und Schweine, aber die Umzäunung der Farm wird im Winter gewöhnlich von ihnen verbrannt, und das Vieh geschlachtet. Sonst leben sie, wie die übrigen Indianer, von der Jagd, und da ihr Land wohl Hirsche und einige Elks, aber keine Büffel enthält, so gehen sie zweimal im Jahre einige hundert Meilen weit auf die Büffeljagd, und bringen sich getrocknetes Fleisch von da mit. Von einer Annäherung zur Cultur zeugen andererseits ihre bleibenden Wohnsitze in Dörfern. Während alle wilden Indianerstämme kein anderes Obdach, als ihr Zelt kennen, haben die Kas bereits Dörfer aus feststehenden Hütten erbaut, in denen sie einen großen Theil des Jahres leben; sie bilden dadurch einen Uebergang von den Ackerbau treibenden, längs der Grenze der Ver. St. hinwohnenden Indianern zu den ungebändigten Jägerhorden des fernen Westens.

Wir waren kaum am Kasfluß angelangt, als die Indianer schon in unser Lager kamen, obwohl nur wenige, da sich die meisten auf der Büffeljagd befanden. Ihre Kleidung war die gewöhnliche der Indianer. Von den Männern trugen manche bloß einen Schurz

um die Füßen, meist aber wickeln sie sich noch in eine Büffelhaut oder einen wollenen Teppich, andere bekleiden sich außerdem noch mit ledernen Unterhosen (leggings). Fast alle tragen Indianerschuhe. Die Haupttracht der Frauen besteht in einem ledernen Oberhemd, das von der Brust bis auf die Kniee reicht, dazu gewöhnlich noch Unterhosen und Mokassins, und einem wollenen, wo möglich bunten Teppich. Wie alle Indianer, bemalen sie sich gern mit Zinnober (Vermillon), namentlich gilt ein rother Ring um die Augen für Schönheit. Auf die Haartour verwenden die Männer noch mehr Aufmerksamkeit, als die Frauen. Während letztere ihr raschenschwarzes straffes Haar bloß gescheitelt hinter die Ohren streichen und lang herabfallen lassen, suchen die Männer das übrige auf alle mögliche Weise zu stützen. Bald scheeren sie alles Kopfhaar ab, und lassen bloß in der Mitte einen Büschel stehen, bald lassen sie es lang wachsen und flechten es in Zöpfe, bald scheeren sie den Kopf auf beiden Seiten und lassen in der Mitte einen helmförmigen Kamm übrig. Letztere Mode schien namentlich bei den Kas in Aufnahme zu sein. Außerdem behängen sich beide Geschlechter mit allen möglichen Zierarten von Perlen, Korallen, Messingwaaren, Federn, Bändern, bunten Lappen u. s. w. In Ermangelung alles Puzes beschmieren sie sich den Kopf oft mit lehmiger Erde. Die Kas, die in unser Lager kamen, betrugen sich sehr friedlich, sie brachten einige Felle, namentlich gegerbte Hirschfelle, zum Verkauf, und tauschten dafür Messer und andere Kleinigkeiten ein, einige von ihnen verlangten auch Geld, und boten Stück für Stück für einen Dollar an. Am liebsten aber schien ihnen Mehl und Schweinefleisch zu sein, da sie sehr ausgehungert waren. Des Nachts stellten wir zum erstenmale Wachen aus; denn obgleich die Kas-Indianer in der letzten Zeit keine Feindseligkeiten mehr gegen Weiße begangen haben, so machen sie sich doch kein Gewissen daraus, ihnen Pferde zu stehlen, wenn sie es ungestraft thun können. Die Nacht

wurde in drei Wachen eingetheilt, 2 bis 3 Mann wachten immer zusammen. Da des andern Morgens das Canoe noch nicht angekommen war, so machte ich einen Abstecher nach dem zunächstgelegenen Indianerdorfe. Das Dorf liegt auf dem rechten Ufer des Flusses auf einer Anhöhe, von der man eine angenehme und weite Aussicht genießt, und sieht von der Ferne einem Haufen großer Maulwurfshügel nicht unähnlich. Im Dorfe selbst war kein lebendes Wesen zu finden. Der größte Theil seiner Bewohner war auf die Büffeljagd, die übrigen nach unserm Lager gegangen. Da die Häuser weder Schloß noch Riegel haben, konnte ich sie mit Muße von außen und innen betrachten. Das ganze Dorf besteht aus 50 bis 60 Hütten, die in vier etwas unregelmäßigen Reihen alle nach einem Style erbaut sind. Ihre Bauart ist sehr einfach: Auf ein rundes bogenförmiges Gerüste von Stangen und Baumrinde wird nämlich Erde mit Gras oder Schilf geworfen, oben in der Mitte eine Oeffnung für Rauch und Licht, vorn auf dem Boden eine dergl. für den Eingang gelassen, und die Barake ist fertig. An der offenen Thür befindet sich gewöhnlich noch ein mit Schilf bedeckter, einige Schritte weit in die Straße reichender, Gang. Im Innern des Hauses sind gegen zwölf Stützen angebracht, unter der Dachöffnung findet sich der Feuerplatz, an der Seite stehen einige von Holz geflochtene Lager. Das Ganze ist ziemlich geräumig.

Das Canoe kam denselben Tag noch an, es hatte widrigen Wind gehabt. Den nächsten Morgen setzten wir über den Fluß. Unser sämmtliches Gepäc wurde im Canoe hinübergebracht, die Karren wurden leer hinüber gefahren, die Thiere hindurch geritten und getrieben. Alles ging glücklich ab bis auf den Bruch einer Achse, die erst wieder reparirt werden mußte. Die Indianer besuchten uns wieder und erhielten einige Geschenke, namentlich Tabak, wonach sie sehr begierig sind. Ohne weitere Unterbrechung setzten wir unsere Reise fort.

## Vierte Skizze.

Reise vom Kansas nach dem Platte. — Der  
Elk. — Die Antilope.

Wir ließen den Kasfluß zu unserer Linken und nahmen eine mehr nordwestliche Richtung an. Wir passirten noch zwei Dörfer der Kas, ganz ähnlich gebaut, aber ebenso verlassen, wie das erste. Die Witterung war bisher sehr günstig gewesen; von jetzt an aber hatten wir häufige Gewitterregen, mit scharfem Nordwind abwechselnd. Unser Gepäck wurde oft so durchweicht, daß wir in nassen Teppichen zu schlafen hatten, und des Morgens wie aus einem kalten Bade aufstanden. Dennoch blieben wir alle gesund. Das Land, durch das wir gehen, ist noch dieselbe wellenförmige, holzarme, für den Anblick höchst ermüdende, Prairie. Da wir jetzt tiefer ins Land eindringen, beobachten wir mehr Vorsicht, wie zeither. Wir schlagen des Abends unser Lager im Viereck auf, binden des Nachts unsere Thiere in die Mitte und stellen regelmäßig Wachen aus. Am 14. Mai kamen wir an dem Rush-River, am 19ten am Blue-River an, beide sind reißende Flüßchen, die sich etwas unterhalb zum Big Blue-River, der in den Kansas fällt, vereinigen. Wild fängt an häufiger zu werden, wir sahen zuweilen Hirsche, auch einige Wölfe. Am Rush-River schoß einer unserer Jäger (wir hatten deren zwei bei der Gesellschaft, die täglich auf die Jagd ausgehen) eine Elk-Ruh. Da dies edle Thier, was früher in dem größten Theil der Ver. Staaten zu Hause war, der jüngern Generation bloß noch aus Beschreibungen bekannt ist, so dürfte es nicht unnöthig sein, hier einige Worte darüber zu verlieren.

Der Elf (*Cervus canadensis*) hat Aehnlichkeit mit dem europäischen Hirsch. Er erreicht die Größe eines Maulthiers oder kleinen Pferdes. Sein Geweih, was bios dem männlichen Geschlecht eigen ist, wird 4 bis 5 Fuß hoch, und hat oft 20 bis 30 Enden, er wechselt es vom Februar bis August. Sein Haar ist im Herbst bläulich grau, während des Winters dunkelgrau, im Frühjahr und Sommer rothbraun. Der Elf ist sehr scheu, und hat scharfen Gesruch, dabei aber ist er sehr neugierig. Er will den Gegenstand seiner Furcht sehen, und reunt dem Jäger, den er bloß wittert, oft geradezu entgegen, so wie er ihn aber ausichtig wird, fixirt er ihn für einen Augenblick und reunt, mit zurückgeworfenem Geweihe und hochgehaltenem Kopfe, wie ein Pfeil davon. Im August und September, ihrer Gattungszeit, gibt es ernstliche Gefechte unter den Böcken, und es ist dann am wenigsten gerathen, sich einem bloß verwundeten Elf zu nähern, weil er sich mit seinem Geweihe und Hufen aufs Aeußerste vertheidigt, und selbst die Offensive ergreift. Im Mai und Juni werfen die Kühe ein bis zwei Junge. Die Elfs leben dies- und jenseits der Felsengebirge gewöhnlich in Rudeln von 20 bis 30, aber auch von Hunderten, selbst Tausenden zusammen. Ihr Fleisch hat im Geschmack die meiste Aehnlichkeit mit Rindfleisch, steht aber dem Büffelfleisch nach.

Auf dem Wege zum Blue-River stieß uns ein anderer, nicht weniger interessanter Bewohner der Wildniß auf, die flüchtige Antilope (*Antelope americana*, Ord - prong horned Antelope, Sab. — wild goat). Dies schöne, flinke Thier ist von der Größe der deutschen Hausziege, aber zarter und schlanker gebaut. Sein starkes, dichtes, glattes Haar ist am Halse, auf dem Rücken und an den Füßen gelbbraun, an den Flanken spielt es ins weißliche, der Bauch und die Brust sind ganz weiß. Die Haare am Hintertheil des Kopfes sind etwas länger und schwärzlich, der Schwanz ist kurz und auf der untern Seite weiß, wie beim Hirsch. Die Böcke ha-

ben schwarze, rundliche, nach innen und hinten gebogene Hörner mit bloß einem kurzen Zinken, diese Hörner werden oft einen Fuß hoch. Die Weibchen haben kleinere Hörner und statt der Zinken mehr Knoten. Die Flüchtigkeit der Antilope übertrifft die Schnelligkeit eines Rennpferdes, dabei haben sie ein sehr gutes Gesicht und scharfen Geruch, und sind äußerst scheu. Bei solchen Eigenschaften sollte man es kaum für möglich halten, ihrer habhaft zu werden, aber sie besitzen noch eine andere Eigenschaft, welche sie gewöhnlich ins Verderben stürzt, nämlich grenzenlose Neugierde. Es hält schwer sie zu umschleichen, beim ersten Anblick rennen sie davon, legt man sich aber ruhig hin, und hält einen Hut, ein buntes Tuch, oder bloß einen Arm oder Fuß in die Höhe, so treibt sie die Neugierde wieder zurück, sie nähern sich, rennen wieder davon, und wiederholen das Spiel, bis sie in Schußweite kommen. Aus dem nämlichen Grunde ziehen die Jäger, wenn sie auf die Antilopenjagd gehen, gern rothe Hemden an, grelle Farben reizen ihre Neugierde mehr. Die Antilopen lieben am meisten die Anhöhen, von wo sie eine weite Aussicht genießen. In der Ebene werden sie von den Indianern zuweilen durch eine Art Kesseltreiben zu Pferd gejagt, oder auch, man treibt sie in eine von Büschen gemachte anfangs weite, später immer enger werdende Umzäunung, die in einen Sumpf, oder in ein anderes Gehege führt, wo sie leicht getödtet werden können. Immer aber verlangt ihre Jagd mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit. Die Antilopen leben gewöhnlich in kleinen Rudeln von 10 bis 30 beisammen, und sind diesseits der Felsengebirge bei weitem häufiger, als jenseits derselben. Ihr Fleisch ist ziemlich zart, aber mager und trocken.

Am Blue River marschirten wir zwei Tage lang hin, ohne seinen Krümmungen zu folgen. Wir kamen jetzt öfter über Hochebenen [Plateaus], deren Anblick keinen treffenderen Vergleich als mit dem Meere zuläßt. Ringsum, so weit der Horizont reicht, steht

man nichts, als Gras und Himmel, kein Strauch, kein Bach erlösen das Auge von dem ermüdenden Anblick, bloß eine Antilope fliegt zuweilen vorüber, und jeder andere sich bewegende Körper erregt mehr Verdacht als Freude. Am 21. Mai sahen wir in der Ferne solche verdächtige Figuren. Unsere Fernröhre wurden sogleich in Bewegung gesetzt, aber es war zu weit, um genau unterscheiden zu können, ob es Elks, Pferde oder Reiter wären. Einige Stunden später erhielten wir Gewißheit. Es waren fünf Delawaren, die vom Biberfang nach dem Missouri zurückkehrten. Die Delawaren sind ein den Weißen freundlicher Indianerstamm, sie wohnen an der westlichen Grenze des Staates Missouri und treiben zum Theil Ackerbau, machen aber oft noch Streifzüge in das Land ihrer rothen Brüder, und sind wegen ihrer Unerfrochtenheit und bessern Bewaffnung mit Feuergewehr dort gefürchtet. Die Delawaren hatten einen Elk geschossen, wovon sie uns mittheilten und dafür etwas Mehl erhielten.

Des andern Tags durchkreuzten wir die s. g. *Pawnee trails*, einen breiten Weg, den die Pawnees, ein ziemlich feindlicher Indianerstamm, in dessen Nähe wir uns jetzt befinden, auf ihren Zügen durch diese Gegend gebildet haben. Indianerwege sind gewöhnlich durch die Spuren kenntlich, welche die langen Zeltstangen zurücklassen, die auf beiden Seiten ihrer Packpferde mit dem einen Ende befestigt, und mit dem andern auf der Erde nachgeschleift werden. Auf beiden Seiten der *Pawnee trails* waren noch Spuren eines großen indianischen Sommerlagers vorhanden. Im Sommer nämlich finden es die Indianer oft zu unbequem, ihre ledernen Zelte mitzuschleppen, und machen sich dann an jedem Orte, wo sie campiren, s. g. Sommerzelte. Die Squaws schneiden dazu Baumzweige und Ruthen ab, stecken sie im Halbkreis in die Erde, binden sie nach oben zusammen, und bedecken das kleine Naturzelt noch mit einem Teppich, oder einem Stück Leder. Mehrere Hunderte solcher

Zelte befanden sich hier in der Nähe. Des Abends kampirten wir zum letzten Male in der Nähe des Blue-River. Den ganzen Tag über hatten wir Nordwind gehabt, des Abends aber sprang er plötzlich in Westwind um, und ein furchtbares Gewitter erhob sich. Der Sturmwind warf alle unsere Zelte über den Haufen, und der Regen goß in Strömen herunter. Alles, was wir den Elementen entgegen setzten konnten, war stoischer Gleichmuth. Wir wickelten uns in die Teppiche, bis der Sturm vorüber war, und lagerten uns dann um ein Feuer. Der nächste Morgen war freundlich. Wir hatten noch 25 Meilen bis zum Plattefluß zurückzulegen. Der Weg dahin führte wieder über eine Hochebene, auf der kein Wasser zu finden ist, aber der Regen, der uns gestern so belästigte, hatte einige Pfützen dort zurückgelassen, die uns und unsere Thiere heute erquickten. Nachmittags erreichten wir eine Kette kleiner Hügel, von denen wir die Aussicht auf den Platte genossen. Des Abends schlugen wir unser Lager an ihm auf.

---



## <sup>II</sup> Fünfte Skizze.

### Reise am Platte bis zur SOUTH FORK.

Der Platte entspringt von der östlichen Abdachung der Felsengebirge und bildet zwei Hauptarme [North and South Fork], die sich weiter unterhalb vereinigen und in östlicher Richtung dem Missouri zufließen. Eine kurze Strecke unter der Vereinigungsstelle theilt sich der Fluß von neuem und bildet eine große lange Insel. An dieser Insel erreichten wir den Platte. Der Fluß, von dem wir bloß den kleinsten Theil sahen, war hier nicht breit, und spärlich mit Cottonholz (*Populus Canadensis*) bewachsen, das Flußthal auf beiden Seiten 1 bis 2 Meilen breit, und von kleinen Hügeln (Bluffs) begrenzt. Der Fluß ist seicht, führt aber so viel Sand nach, daß man im Triebsand versinken kann, — ebenso ist das Flußthal mit reinem Flußsand bedeckt. Die Vegetation schien hier nicht so weit vorgerückt zu sein, wie in der Prairie, doch findet sich hier schon das s. g. Büffelgras (*Sessleria Dactyloides*), ein sehr kurzes, zartes, vereinzelt wachsendes Gras, was die Büffel jedem andern vorziehen, und auch unsern Thieren mehr zusagte. Es wächst bloß in sandigem Boden. Wir gingen 6 Tage lang am rechten Ufer des Flusses hinauf. Am zweiten Tag lagerte sich ein Haufen Indianer uns gegenüber am andern Ufer. Wir hielten sie für Pawnees und erwarteten einen nächtlichen Besuch von ihnen, da sie berüchtigte Pferdediebe sind, wurden aber, wahrscheinlich, weil ihnen der Fluß zu gefährlich, oder wir zu wachsam waren, damit verschont. Am andern Morgen waren sie verschwunden. Täglich sahen wir jetzt Wild, namentlich Antilopen, von denen unsere Jä-

ger eine schossen. Auch viele Wasservögel waren in der Nähe. Die Vögel, die wir bisher gesehen hatten, bestanden hauptsächlich aus Prairiehühnern, Lerchen, Schnepfen und einer kleinen Starart, die uns beständig umschwärzte, und so firr war, daß sie sich während des Zuges zuweilen auf unsere Packthiere setzte. Hier bekamen wir meist Wasservögel zu Gesicht, wie Enten, Gänse, Kraniche, Pelikane, Möven und einige sehr große Arten Schnepfen. Von Büffeln bemerkten wir täglich mehr Spuren. Wir sahen namentlich viele Büffelschädel, deren Hörner von den Indianern immer sorgfältig nach Westen gekehrt sind. Die Indianer glauben sich dadurch eine gute Büffeljagd zu sichern, und heißen es „Medicin,“ mit welchem Ausdrücke sie alles Große, Wunderbare, dem sie geheime Kräfte zuschreiben, bezeichnen. Trockenem Büffelmist, den wir ebenfalls schon häufig finden, brauchen wir zuweilen zur Feuerung, wenn gar kein Holz zu finden ist. Er brennt leidlich gut, macht mehr ein glimmendes, als aufloderndes Feuer, was eben hinreichend zum Kochen ist, aber ein schlechter Trost bei strenger Kälte, — und das Wetter schien uns nicht günstiger zu sein, wie früher; empfindliche Kälte und Gewitterregen wechselten mit einander ab. Am fünften Tage kamen wir an einer Grabstätte vorüber, in der zwei Amerikaner beerdigt liegen. Der eine erschoss den andern in der Trunkenheit, und dann sich selbst. Der Vorfall ereignete sich vor mehreren Jahren; ein einfacher Pfahl bezeichnet die unglückliche Stelle. Am siebenten Tage erreichten wir den Zusammenfluß des südl. und nördl. Armes des Platte. Die Bluffs, unsere zu beiden Seiten stehenden Coulissen, waren jetzt etwas interessanter geworden. Ich bestieg einen der höchsten Punkte, um die Aussicht zu genießen. Die sandigen Hügel sind von vielen Schluchten durchschnitten, und so bunt durcheinander geworfen, daß man sie in Vergleich mit der einförmigen Prairie sogar romantisch finden kann. Auf der Höhe angelangt, fand ich bedeutend starke „Medicin“ vor, 30

Büffelhöpfe, mit allen möglichen Schnurrpfeifereien ausgestattet, lagen in einem Zauberkreise vor mir, den „Kaspar“ im „Freischütz“ nicht schöner hätte ordnen können. Ich fühlte mich nicht berufen, den Zauber zu lösen, sondern zog mein Fernrohr heraus und genoß die Aussicht. Vor mir lag ein großer Theil des Flußthales, das wir passirt hatten, ich verfolgte die Insel, an der wir heraufgekommen waren, und den flachen, aber breiten und reißenden Strom, dessen nördlicher und südlicher Arm sich im spitzen Winkel hier vereinigen; gegenüber lagen wieder andere Bluffs, hinter mir die unendliche Prairie. Nachdem ich mich an dem schönen Anblick gesättigt hatte, eilte ich zu meiner Gesellschaft zurück. Wir gingen jetzt an dem rechten Ufer der Southfork, über die wir bald setzen werden, hinaus. Denselben Tag noch, es war der 26ste unserer Reise, sahen wir die erste Büffelherde. Die Freude darüber war allgemein, der Schiffer auf dem Meere kann sich nicht mehr nach Land sehnen, als die in jener Gegend Reisenden nach dem Büffel, denn nur im Büffellande ist Wohlleben und Ueberfluß. Mengstlich berechnet man die Tage, wo man die ersten Büffel sehen wird, jede Spur wird untersucht, nach der man ihre Nähe bestimmen kann, selbst auf Träume legt man einiges Gewicht. Die erste Freude war verderblich für die sorglose Bande, denn es wurden sogleich zwölf Stück geschossen, und von den meisten bloß die Zunge mitgenommen. Das saftige, kräftige Büffel Fleisch schmeckte uns allen besser, als das magere der Antilope. Den nächsten Morgen gingen wir bloß noch zehn Meilen am Flusse hinaus, und lagerten uns dann, um hier über die South Fork zu setzen. Da man dazu eigene, mit Büffelhäuten überzogene, Rähne baut, so wurden sogleich zwei Partien auf die Jagd ausgesandt, um die nöthigen Büffelhäute herbeizuschaffen. Ich schloß mich einer derselben an. Ehe wir jedoch auf die Jagd gehen, wollen wir das edle Wild, was gejagt werden soll, erst näher betrachten.

## Sechste Skizze.

### Der Büffel.

Der Büffel, (Puffaloe, Bison, *Bos Americanus*) ist von der Größe des gewöhnlichen Ochsen, seine unformliche Gestalt und sein langes, zottiges Haar geben ihm aber ein größeres Aussehen. Sein Haar ist gelbbraun, am Kopf und den Extremitäten schwärzlich. Der vordere Theil des Körpers bis hinter die Schulterblätter ist mit dichten, langen Zotten bedeckt. Auf der Stirn ist das Haar gekräuselt und so dicht, daß eine Flintenkugel davon abprallt, zwei kurze, dicke, schwarze Hörner ragen dazwischen hervor, darunter, in Haarbüschel versteckt, rollen zwei schwarz glänzende Augen. Das Gesicht ist etwas convex gekrümmt, die Oberlippe ist nach unten sehr breit, von der Unterlippe bis zu den Knien hängt ein langer, furchtbarer Bart herab. Der Kopf ist sehr groß und schwer, der Nacken dick und stark. Auf dem Rücken erhebt sich ein bedeutender Höcker, der durch die verlängerten Dornfortsätze der Rückenwirbel und die daran befestigten Muskeln und Bänder gebildet wird. Die Dornfortsätze verlängern sich von unten nach oben, die obersten sind oft 20 bis 24 Zoll lang. Man heißt sie gewöhnlich Höckerrippen (hump ribs). Der hintere Theil des Körpers ist mit kürzerem, im Sommer ganz sammtartigen Haare bedeckt. Der Schwanz ist kurz und kahl, am untern Ende mit einem Büschel Haare besetzt. Verschiedenheiten im Haare sind äußerst selten, doch will man zuweilen weisse Büffel, oder welche mit weissen Flecken gesehen haben. Die Büffelfuh unterscheidet sich von dem Bull durch kleineren Wuchs, kürzeres Haar und schwächere Hörner. Das ganze Aussehen des Büffels ist unformlich und für den ersten Anblick furcht-

bar. Sein Gang ist schwerfällig, nichtsdestoweniger trabt, galoppirt und rennt er trotz einem Pferde. Sein Geruch ist äußerst fein, er wittert den Menschen auf eine Meile weit; der Geruch des weissen Mannes scheint ihn übrigens mehr zu erschrecken, als der des Indianers. Die Begattungszeit der Büffel dauert von Ende Juli bis Anfangs September; in dieser Zeit bilden die Bullen und Kühe eine Heerde, später trennen sie sich, die Kühe weiden in besonderen, gedrängteren Heerden beisammen, und die Büffel zerstreuen sich mehr. Im April werfen die Kühe ihre Kälber, die gewöhnlich ein Jahr lang mit ihnen laufen. Die Büffelheerden sind ihrer Zahl nach sehr verschieden. Man trifft welche von 50 bis 100, aber auch von 1000 und mehrern 1000 Stücken. Viele Banden weiden oft neben einander und bedecken die Gegend so, daß man sie nicht nach der Kopffzahl, sondern bloß nach Meilen, die sie einnehmen, berechnet. Ein herrlicher Aublick ist es, wenn eine dieser Banden plötzlich den Wind von einem Feind bekömmt, und einen alten Bull an der Spitze, in schwerfälligem Gallop davon rennt; die erste Bande wirft sich auf eine zweite, die sie mit fortreißt, diese wieder auf eine dritte und so fort, bis die ganze Heerde, die einige Minuten zuvor noch ruhig graste, in wilder Flucht davon jagt, und bloß einen großen schwarzen Klumpen mit aufwirbelnden Staubwolken vorstellt. Eine fliehende Bande ist unaufhaltsam, sie folgt blind ihrem Führer, stürzt sich mit ihm über Abgründe, schwimmt ihm nach über Flüsse und durchbricht selbst die Caravane der Reisenden, so daß man oft selbst aus Nothwehr auf sie schießen muß, um sie vom Zuge abzuhalten. Nach einigen Meilen, wenn sie nicht weiter verfolgt werden, halten sie gewöhnlich, und fangen wieder zu grasen an. Das kurze zarte Büffelgras ist ihnen, wie ich schon früher bemerkte, das liebste. Es wächst auf lehmig sandigem, gewöhnlich mit Salzen geschwängerten Boden. Wo eine Büffelheerde eine Zeitlang geweidet hat, ist der Boden wie rasirt, denn was sie nicht fressen, zerstampfen sie mit ihren schwerfälligen Füßen. Ihr Brüll

len hört man oft meilenweit, es ist tiefer und dumpfer, als das unseres Rindviehs, in der Ferne dem Brummen einer großen Heerde Säue nicht unähnlich. Zu ihren Wasserplätzen bilden sie sich schmale Fußpfade, in denen sie einer hinter dem andern sich gemächlich fortbewegen. Eine Büffelgegend ist mit solchen Fußpfaden nach allen Richtungen durchkreuzt. Früher hausten die Büffel über den größten Theil der Ver. St., die Kultur hat sie allmählig zurückgedrängt. Ihre eigentliche Heimath ist jetzt die ungeheure Prairie zwischen den Grenzen der Ver. St. und den Felsengebirgen, in den Gebirgen selbst und jenseits derselben sind sie bei weitem seltener. Hier aber ist ihre Menge, trotz dem, daß viele Tausende derselben von Indianern und Weissen jährlich erlegt werden, noch unberechenbar. Sollte es indeß je dazukommen, daß diese Thiere ausgerottet würden, so muß jenes ganze Land nothwendiger Weise eine andere Gestalt annehmen. Denn dem Bewohner desselben ist der Büffel wichtiger, als dem Araber sein Kameel. Er liefert ihm alle seine nothwendigsten Bedürfnisse, nämlich Nahrung, Wohnung und Kleidung.

Die Büffeljagd ist eine der interessantesten und großartigsten, die ich kenne. Man jagt sie entweder zu Fuß durch Umschleichen, oder zu Pferd durch Rennen. In beiden Fällen muß man ihnen den Wind abzugewinnen suchen, um so nahe wie möglich zu kommen. Zum Umschleichen ist ein hügeliges Terrain am günstigsten, aber auch in der Ebene kann man ihnen auf Schußweite nahe kommen, wenn man es nicht zu mühsam findet, auf Händen und Füßen oft eine Meile weit fortzukriechen. Selbst wenn sie den Jäger in dieser ungewöhnlichen Locomotion ansichtig werden, dieser sich aber ruhig und gleichmäßig fortbewegt, lassen sie ihn oft in Schußweite kommen. Beim ersten Schuß rennen sie gewöhnlich davon, zuweilen aber, wenn sie den Jäger nicht sehen, werden sie noch unruhig und lassen öfter auf sich schießen. Ein verwundeter

Büffel greift den Jäger bloß an, wenn man ihm zu nahe kommt, er braucht seine Hörner aber dann als eine furchtbare Waffe. Die beste Stelle, einen Büffel tödtlich zu verwunden, ist hinter dem Schulterblatt am Ende der dicken Haare; Schüsse durch den Leib rühren ihn wenig, ein Schuß auf den Kopf prallt von den dicken Haaren und festen Schädelknochen entweder ganz ab, oder dringt wenigstens nicht tief ein. Selten stürzt ein Büffel auf den ersten Schuß zusammen, gewöhnlich schleppen sie sich noch fort und halten sich stehend auf den Füßen, bis ihnen der letzte Athemzug ausgeht. Die Bullen sind darin noch weit zäher, als die Kühe. Sind sie nahe am Rückgrat verwundet, so stürzen sie oft auf der Stelle zusammen, erholen sich aber nach einiger Zeit wieder und laufen zuweilen mit Verlust der Zunge oder eines andern Stück Fleisches, das man ihnen bereits abgeschnitten hat, noch davon. Beidweitem interessanter als das Umschleichen ist die Büffeljagd zu Pferde. Es gehört dazu ein gewandter Reiter und ein flinkes, wohl abgerichtetes Pferd. Ein guter Büffeljäger setzt sich am liebsten ohne Sattel auf sein Pferd; er steckt eine Pistole in den Gürtel, nimmt die andere in die rechte Hand und jagt im Gariere davon. Er sprengt mitten in die fliehende Bande, und für einige Minuten sind Büffel und Reiter in einer dichten Staubwolke verschwunden, plötzlich aber erscheint er zur Seite wieder, dicht hinter einem Büffel, den er sich als seine Beute ausgesucht und von der Bande getrennt hat. Das gejagte Thier bietet alle seine Kräfte auf, um seinem Verfolger zu enttrinnen, aber das ehrgeizige Pferd rennt mit ihm um die Wette, beinahe ohne Zügel folgt es allen Wendungen des Büffels, jetzt holt es ihn ein, schon rennt es dicht an seiner linken Seite, schnell aber dreht sich der Büffel und das Pferd schießt an ihm vorüber; das Wettrennen beginnt von Neuem, jetzt holt es ihn wieder ein, jetzt rennen sie wieder parallel und der Reiter gibt dem Büffel die wolke Ladung seiner einen Pistole in die Flanken. Langsam gallopirt er dem erschöpften Thiere jetzt nach, und gibt ihm, wenn es nöthig ist, einen zweiten Schuß.

Häufig kehrt sich der verwundete Büffel gegen den Reiter, der in der Klüchtigkeit seines Pferdes dann sein Heil suchen muß. Die Kühe sind gewandter als die Bullen, ihre Jagd verlangt daher noch schnellere Pferde. Die Indianer jagen die Büffel gewöhnlich auf die eben beschriebene Weise zu Pferde, nur mit dem Unterschiede, daß sie statt Fenergewehr meistens Bogen und Pfeil brauchen. Mitten im Rennen schießen sie ihre Pfeile mit solcher Sicherheit und Kraft ab, daß der Pfeil zuweilen das eine Thier durchbohrt und ein anderes noch verwundet. Wenn die Indianer die Büffel in Masse jagen, wie es im Winter der Pelze wegen geschieht, so brauchen sie ähnliche Kunstgriffe, wie ich früher bei der Antilopenjagd erwähnte; unter andern treiben sie dieselben zuweilen über Abgründe, wobei oft ganze Banken ihren Tod finden.

Das Büffelfleisch ist bei weitem schwächer als das Rindfleisch. Das Fleisch der Kühe ist gewöhnlich zarter und fetter, als das der Bullen und verdient namentlich im Sommer den Vorzug, wo die Bullen mager und ungenießbar sind. Man nimmt von einem erlegten Büffel bloß die besten Stücke mit, nämlich die Zunge, die Rippen, die Höckerrippen, das Fleisch zu beiden Seiten des Rückgrats und die Markknochen, zuweilen auch Leber und Nieren. Büffelzungen sind berühmt, man versendet sie getrocknet zu Tausenden in die Ver. Staaten, aber die Rippen, namentlich die Höckerrippen einer fetten Kuh sind bei weitem vorzüglicher. Man bratet sie gewöhnlich am Spieß, während andere Stücke sich mehr zum Kochen eignen. Die Schenkel- oder sogenannten Markknochen wirft man ins Feuer, bis sie geröstet sind, und klopft sie dann auf, um das feinste Mark, das die Zunge eines Gourmands je berührte, daraus zu schlürfen. Bei dem Mangel an Brod, bei dem beständigen Aufenthalt in der freien Luft und der täglichen Bewegung der Reisenden ist es wohl nicht auffallend, daß auch ihre Verdauungskräfte etwas außergewöhnliche Ansprüche machen, und Men-



sehen, die früher kaum ein Pfund Fleisch täglich zu essen gewohnt waren, im frischen Büffelfleisch dann das achte und zehnfache leisten können, ohne deshalb unthätig zu sein. Bei Ueberfluß an Büffeln läßt sich ein so gesunder Appetit auch leicht befriedigen. Man schießt dann täglich nur so viel, als man für einige Tage braucht. Hat man aber durch Gegenden zu reisen, wo weder Büffel noch sonstiges Wild zu finden ist, so trocknet man sich das Büffelfleisch auf folgende Art: man schneidet das Fleisch in möglichst dünne Stücke, hängt es auf Stangen oder Gerüste, und läßt es so an der Sonne trocknen. Hat man wenig Zeit, so macht man anfangs noch ein schwaches Feuer darunter, es wird aber wohlschmeckender ohne dasselbe. Ist es getrocknet, so klopft man es mit einem Stein oder Hammer, um es mürber zu machen. Es ist dann trocken und geriecht sehr genießbar und läßt sich, wenn man es vor Rasse und Insekten schützt, Jahre lang aufbewahren. Noch geeigneter zum Aufbewahren ist der sogenannte Toro. Man nimmt dazu bereits getrocknetes Fleisch, klopft es mit einem Stein zu einem gröblichen Pulver, vermischt es mit so viel geschmolzenem Büffelfett und Talg, als es aufnehmen kann, und stopft den daraus geformten Teig dann so fest wie möglich in einen Sack von Büffelhaut, den man gut zunäht.

Die Weißen benutzen die Büffel hauptsächlich zu ihrer Nahrung, die frischen Felle wiegen zu schwer und ihre Vereitung ist zu umständlich, als daß man sich die Mühe gäbe sie mitzunehmen; die Indianer dagegen gerben die Häute und benutzen sie theils zu Wohnung und Kleidung für sich selbst, theils zum Lausthandel mit den Weißen. Das Gerben ist blos das Geschäft der indianischen Frauen und wird auf folgende Art betrieben. Sie spannen die frische Haut erst mit Pföcken auf der Erde aus, reinigen sie dann mit spitzen Steinen von allem Fleisch, Fett und häutigen Theilen und reiben zuletzt das frische Gehirn des Büffels in sie ein. Letzteres gibt den Häuten viel Geschmeidigkeit, ist aber kein eigentlicher Gerbungsmittel.

prozeß, weshalb die so bereiteten Häute auch nichtviel Rasse vertragen und die Haare dann leicht ausgehen lassen. Die Inseite der so zubereiteten Häute wird gewöhnlich mit allerlei bunten Figuren bemalt. Häute, die man auf beiden Seiten gerben will, werden in einer Auflösung von Gehirn gekocht, nachdem die Haare abgegangen sind, getrocknet, wieder eingerieben, und zuletzt geräuchert, was sie für Zelte und Kleidung sehr geeignet macht. Außer den Häuten vergessen die Indianer nie die starken Sehnen vom Halse und Rücken des Büffels mitzunehmen, sie trocknen dieselben und brauchen sie, in Fäden gerissen, mit Hülfe einer Ahle zum Nähen.

Bei diesem vielseitigen Gebrauche, den die Indianer vom Büffel machen, wird es uns daher nicht befremden, daß er der Anfang und das Ende aller ihrer religiösen Feierlichkeiten ist, daß man große Büffeljagden nur mit mysteriösen Ceremonien beginnt, daß der tapfere Indianer in dem Glauben fällt, in einem Lande voller Büffel wieder fortzuleben, und daß ein Hauptgrund des Hasses der Indianer gegen die Weißen in der Furcht vor Vertreibung und Vernichtung der Büffelheerden besteht. Der Indianer und der Büffel sind stamessische Zwillingebrüder, beide leben und gedeihen nur auf einem Boden, dem der Wildniß, beide werden gemeinschaftlich untergehen.

## Sechste Skizze.

### Die Sioux. — Uebergang über die South-Fork.

---

Unsere Jagdpartie bestand nur aus drei Mann. Wir waren kaum einige Meilen weit geritten, so erblickten wir in der Ferne Indianer, die uns wahrscheinlich schon längst bemerkt hatten. Einer davon sprengte auf uns zu, er war mit nichts, als einem Schurz um die Hüften bekleidet und mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Wir hielten. Der Indianer reichte uns als Zeichen der Freundschaft die Hand, und gab uns zu verstehen, daß ein großes indianisches Lager in der Nähe sei. So unangenehm uns diese Nachricht klang, zumal, da wir nicht wußten, zu welchem Stamme diese Indianer gehörten, setzten wir doch unsere Jagd fort. Wir erblickten bald Büffel, aber sie waren durch die Indianer, welche sie zu Pferd jagten, so in Aufruhr gebracht worden, daß wir lange Zeit keinen zum Schuß bekamen. Von einem Hügel aus konnte ich die Jagd der Indianer übersehen, und bewunderte ihre Geschicklichkeit als Reiter und Schützen. Die meisten derselben waren bloß mit Bogen und Pfeil, einige mit Flinten bewaffnet. Nachdem wir vielleicht 10 Meilen geritten waren, waren wir endlich so glücklich, drei Stück zu erlegen; das letzte war eine Kuh. Sie sah uns eine Weile zu, wie wir den einen Bull abzogen, mußte aber für ihre Neugierde mit dem Leben büßen. Sie hatte ein Kalb bei sich, das die Flucht nahm, und ihr Eiter strotzte voll Milch. Wir saugten die Milch aus und fanden sie höchst labend und wohlschmeckend. Mit den Häuten beladen kamen wir Abends wieder im Lager an, wo sich während unserer Abwesenheit ebenfalls Indianer eingefunden hatten. Wir erfuhren jetzt daß sich ein großes Lager ober

Dorf (village) verschiedener Stämme der Siour (nämlich Shien-  
nes, Brulé, Tetons und Arapahoes) und der Ogallallas auf der  
andern Seite des Flusses etwa fünf Meilen oberhalb befindet. Die  
Ogallallas und Siour hatten früherhin einander bekriegt, seit kur-  
zem aber Frieden geschlossen, und sich mit einander vereinigt. Die  
Indianer, welche unser Lager besuchten, hatten kleine Geschenke,  
namentlich Tabak erhalten, und waren, da die Pelzcompagnie noch  
etwas Mehl bei sich hatte, mit gezuckertem Mehlbrei regaliert wor-  
den, der ihnen so gut behagte, daß sie sich völlig daran sättigten und  
den Rest noch mitnahmen; sie verlangten aber außerdem noch Pul-  
ver und Whiskey, was ihnen unter dem Vorwande abgeschlagen  
wurde, daß wir an ersterem keinen Ueberfluß hätten, und letztern  
gar nicht mit uns führten. Unser Führer, Harris, sah wohl ein,  
daß diese lästigen Gäste uns noch mehr beunruhigen würden, und  
daß es jetzt am allerwenigsten gerathen sei, über den Fluß zu  
setzen. Er ließ des Nachts daher, als sich alle Indianer entfernt  
hatten, einige Fässer mit Alkohol, die er bei sich hatte, vergraben,  
und empfahl uns allen die größte Wachsamkeit. Die Nacht ging  
ruhig vorüber. Des andern Morgens erschienen plötzlich gegen 60  
Indianer zu Pferd auf einer kleinen Anhöhe in der Nähe unseres  
Lagers. In einer Linie ritten sie auf unser Lager zu, gaben uns zu  
Ehren eine Salve aus so vielen Feuegewehren, als sie hatten auf-  
treiben können, und setzten sich dann im Halbkreis bei uns nieder.  
Alle erschienen in höchster Gala, mit Zierathen und bunten Fä-  
den so viel wie möglich behangen und die Gesichter frisch bemalt. Ei-  
ner von ihnen hatte eine rothe englische Uniform an, auf die er sich  
nicht wenig zu gute that. Sie hatten drei Auführer bei sich, einer  
derselben hielt eine Rede, die sehr schön sein mochte, von der aber  
niemand von uns ein Wort verstand. Aus seinen Gesticulationen  
jedoch zu schließen, hatte er die blassen Gesichter ins Herz geschlossen,  
und erwartete dafür Beweise ihrer Erkenntlichkeit. Die Friedens-  
pfeife wurde natürlich dabei nicht vergessen, sondern ging öfter im

Kreise herum. Die Indianer erhielten Tabak, den die Anführer unter die Krieger austheilten, und wurden wieder mit gezuckertem Mehlbrei regalirt. Des Nachmittags erschien ein zweiter Trupp Indianer, sie kamen zu Fuß und hatten zwei bunte Fahnen bei sich, die eine mit einem Stern, die andere mit einem Hahn gestickt. Der Indianer, der die erstere trug, war im Gesicht roth, der andere ganz schwarz bemalt. Reden und Rauchen, Präsente und Fütterung wiederholten sich. Gegen Abend verließen uns unsere Gäste, mit ihrer Aufnahme scheinbar zufrieden. Während dieß in unserm Lager vorging, hatten die übrigen Indianer ihr eigenes Lager abgebrochen, und sich uns gegenüber auf der andern Seite des Flusses niedergelassen. Das ganze Ufer belebte sich jetzt, die Zelte wurden ungefähr eine Meile weit in mehreren Reihen am Flusse entlang aufgeschlagen, und gewährten einen interessanten, wenn auch nicht erfreulichen Anblick. Die hohen, kegelförmigen, ledernen Zelte mit den darüber hinausragenden Zelstangen sahen in der Ferne einem Seehafen nicht unähnlich. Unserem Ueberschlag nach mochten es gegen 7 bis 800 Zelte sein, später hörten wir, daß es gegen 1000 gewesen seien. Da jedes derselben wenigstens eine Familie enthält, so konnten wir die gesammte Menschenmasse auf 5—6000 anschlagen. Unsere Lage war kritisch. Von einer an Zahl so überlegenen, stets raub- und plünderungsfüchtigen Menge bloß durch einen Fluß getrennt, dessen Uebergang keine besondern Schwierigkeiten darbot, blieb uns, wenn es zu Feindseligkeiten kommen sollte, nichts übrig, als uns entweder ruhig plündern, vielleicht auch scalpiren zu lassen, oder ohne Hoffnung auf Erfolg uns aufs Aeußerste zu vertheidigen. Zwar hatten die Indianer, die unser Lager heute besucht hatten, sich ziemlich anständig betragen; aber jeder Indianer hat so viel Selbstbeherrschung, um seine wirklichen Plane zu verbergen, ausserdem haben sich die Siour schon öfter treulos bewiesen. Alles, was wir vorläufig thun konnten, war, jeden Anlaß zu Feindseligkeiten zu vermeiden, und ruhig mit der Ueberfahrt zu warten,

bis uns die Indianer verlassen würden. Sie gaben nämlich vor, den nächsten Tag von hier nach der North Fork gehen zu wollen.

Der Morgen erschien, aber das indianische Lager blieb unbeweglich stehen. Dagegen erhielten wir zahlreichen Besuch in dem unsrigen. Der Fluß war ungefähr eine Viertelmeile breit, zwar sehr reissend, aber meistens nicht sehr tief, so daß man zu Fuß und zu Pferd, ohne viel zu schwimmen, herüberkommen konnte. Außerdem hatten die Indianer ein kleines Canoe aus Büffelhäuten gemacht, womit sie herüber fuhren. Auch viele Frauen (Squaws) machten heute ihre Aufwartung. Da keiner von uns die Sprache der Indianer verstand, so konnten wir uns bloß durch Zeichen verständlich machen, worin die Indianer große Fertigkeit haben. Wir tauschten mehrere Artikel von ihnen ein, wie gegerbte Felle, Mokassins, Büffelhäute etc. Für ein Stück Kautabak, so groß wie eine Hand, erhielt man ein schönes Büffelfell. Einige Indianer verkauften alles vom Leibe. Alle aber zeigten ungeheure Neugierde, sie umlagerten uns beständig in unsern Zelten, beschauten und befühlten alle für sie neuen Gegenstände, und hießen unbemerkt auch manche mitgehen. Die beiden Frauen der Missionäre waren ein ganz besonderer Gegenstand ihrer Neugierde. Unter den Gästen, die uns heute besuchten, befand sich auch ein Anführer der Ogallallas, Namens Bullbear, er ist etwas bejahrt, von untersehter, dicker Statur, und hatte eine seiner sieben Weiber bei sich. Unser Führer kannte ihn schon von früher als einen Freund der Weißen, und lud ihn deshalb ein, die Nacht mit seiner Gemahlin bei uns zuzubringen. Bullbear gab uns zu verstehen, daß er für seinen Stamm bürgen könne, nicht aber für die übrigen, und willigte gern ein. Die übrigen Indianer gingen des Abends wieder über den Fluß zurück.

Mrs. Bulbear ist nicht häßlich, und weiß die Geschenke, die ihr gemacht werden, mit vieler Grazie anzunehmen. Ihr ledernes Hemd ist reich mit Perlen und Stickereien verziert. Die ganze Nacht hindurch war es im indianischen Lager äußerst lebhaft.

Furchtbar gresle Töne schallten über das Wasser herüber, dazu heulte ein Chor von einigen tausend Hunden eine Nachtmusik, wie ich sie in meinem Leben noch nicht gehört hatte. Des andern Morgens sahen wir mit Vergnügen, wie die Indianer ihre Zelte abbrachen, ihre Pferde und Hunde bepackten, und sich allmählig nach der North Fork zu in Bewegung setzten. Auch Bullbear nebst Gemahlin verließ uns. Wir beobachteten den Zug mit Fernröhren. Die North Fork war bloß gegen 3 Meilen von uns entfernt. Die Indianer passirten sie, und schlugen ihr Lager am andern Ufer auf. Auch sie schienen uns zu beobachten, denn sie richteten kleine Spiegel nach uns. Froh, unsere Gäste vom Halse zu haben, gingen wir jetzt frisch an die Arbeit, um das Kanoe, woran bisher langsam gearbeitet worden war, vollends fertig zu machen. Diese Kanoes werden auf folgende Art verfertigt: man spaltet dünne Baumstämmchen von einem Holz, das sich leicht biegt, macht daraus ein kahnförmiges Gerüste, mit einigen Querhölzern in der Inseite, verbindet alles mit Riemen aus Büffelleder und Weidenrinden, flicht die Zwischenräume noch mit Ruthen aus, und spannt über die Außenseite so fest wie möglich zusammengenähte Büffelhäute, deren Haare nach innen gefehrt sind. Darauf wird es an der Luft getrocknet und die Außenseite mit einer Mischung von Büffeltalg und Asche mehrmals überschmiert. Unser Kanoe wurde mit drei Büffelhäuten überspannt, und hatte ungefähr 15 Fuß Länge und in der Mitte 5 bis 6 Fuß Breite. Es wurde gegen Abend fertig, wir blieben aber die Nacht noch hier, um die vergrabenen Fässer mit Alkohol wieder hervorzuholen. Des andern Morgens wurde das Kanoe ins Wasser, gelassen. Im Indianischen Lager sah zwar alles ruhig aus, unser Führer zog es aber vor, etwas weiter oben über den Fluß zu setzen. Er ließ das Kanoe daher von 4 Mann am Ufer hinauf ziehen, wir übrigen marschirten ungefähr 10 Meilen, und lagerten uns dann wieder am Fluß. Das Kanoe kam zu spät an, um denselben Tag noch überzusetzen, den nächsten Tag aber be-

werkstelligten wir endlich die Ueberfahrt. Der Fluß war ziemlich breit und reißend, aber bloß an einzelnen Stellen tief. So weit man gehen konnte, zogen 4 Mann das Kanoe im Wasser fort, dann brachte man Ruder und Stangen, wobei wir oft weit hinuntergetrieben wurden. Jede Ueberfahrt hin und zurück dauerte über eine Stunde. Zuerst wurde das sämtliche Gepäck und die leeren Karren im Kanoe hinübergefahren, dann die Passagiere, zuletzt wurden die Pferde und Maulthiere hindurch getrieben. Einige kleine Unfälle, die mehr unser Lachen als Mitleiden erregten, abgerechnet, ging alles gut ab; wir legten denselben Tag noch zehn Meilen am Fluß aufwärts gehend zurück, und kampirten an ihm.

---



## Achte Skizze.

Reise an der Northfork hinauf. — Der Prairies-  
bund. — Fort Larami.

Das linke Ufer des südlichen Matte, an dem wir jetzt hinaufge-  
hen, ist sehr sandig, die Vegetation karg. Die nahen Bluffs beste-  
hen gleichfalls aus Sandstein, eine thurmähnliche Säule aus rei-  
nem Flußsand ragt bemerklich dazwischen hervor. Wir gingen ei-  
nige Tage lang am Fluß hinauf. Wir bemerkten sehr viele bittere  
Kräuter, namentlich Wermuth, auch *Pomme blanche* (*Psoralea*  
*esculenta*), deren knollige Wurzel viel Stärkemehl enthält, ange-  
nehm schmeckt, und von den Indianern gesammelt wird. Lange Rei-  
hen blühender wilder Rosen zogen sich oft am Fluß hin. Wir sahen  
keine Büffel, aber unsere Jäger schossen in den Bluffs mehrere An-  
tilopen, so daß wir keine Noth litten. Am dritten Tage (d. 6. Juni)  
verließen wir den Fluß, um nordwestlich über eine Hochebene nach  
der Northfork zu gelangen. Auf dieser Hochebene sahen wir zum  
erstenmal wilde Pferde, sie waren sehr scheu, ihr Geruch soll sehr  
scharf sein. Auch den europäischen Hasen, der im östlichen Theil  
der Ver. Staaten nicht zu finden ist, bekamen wir hier zu Gesicht.  
Der Tag war sehr schwül. Wir hatten gegen 18 Meilen zurückzu-  
legen, bis wir an einer Pfütze etwas Wasser fanden. Des Nach-  
mittags, als wir wieder auf dem Marsch waren, wurden wir von ei-  
nem furchtbaren Hagelwetter überfallen. Es fielen Stücke so groß  
wie Taubeneier. Die Pferde, die wir ritten, waren kaum zu hal-  
ten, die Packthiere aber liefen, wie mit Ruthen gepeitscht, davon.  
Das Hagelwetter währte mit kurzen Unterbrechungen gegen eine

halbe Stunde. Wir suchten darauf unsere Packthiere wieder, die indeß meilenweit davon gelaufen waren, und kampirten in der Nähe des Ashcreek, der sich in die Northfork ergießt. Es regnete die ganze Nacht hindurch. Des andern Morgens erreichten wir die Bluffs der Northfork, konnten aber erst gegen Mittag einen Durchgang für die Wagen finden. Die Northfork und ihre Umgebung waren der Southfork ganz ähnlich—viel Sand, wenig Holz, keine Büffel. Am rechten Ufer des Flusses werden wir jetzt gegen 160 Meilen, bis Fort Larami, hinaufgehen. Des andern Tags sahen wir vier Indianer am jenseitigen Ufer, sie schwammen herüber, es waren Schiennes, die uns verständlich machten, daß ihr Stamm sich von den Siour getrennt hätte, und in einigen Tagen hier sein würde, um mit uns den Fluß hinaufzugehen. Sie verlangten deshalb, daß wir warten sollten. Unser Führer that aber, als verstände er es nicht, gab ihnen etwas Tabak und ging vorwärts. Am folgenden Tage erhielten wir eine zweite Gesandtschaft, aber mit nicht besserem Erfolge. Die Bluffs unserer Seite, auf denen ich jetzt zum erstenmal einige Kiefern sah, fingen allmählig an, kleiner zu werden und verloren sich zuletzt in der Prairie. Dahinter aber erhoben sich röthliche Felsen, steiler und imposanter, als wir sie bis jetzt gesehen hatten. Die Sandformation ist auch in ihnen vorherrschend. Verschiedene solche Felsenreihen sind echellonartig in einander geschoben, vor jeder derselben zieht sich ein Wall von Grashügeln hin, der sich am Ende einer Kette wieder verflacht. Jede Kette besteht aus mehr oder weniger abgerissenen Felsen, die oft die sonderbarsten Figuren darstellen. So hatte der erste Fels in der ersten Kette, der vielleicht acht Meilen vom Fluß entfernt war, ganz das Aussehen einer alten Burg oder Citadelle. Noch merkwürdiger ist der letzte in derselben Kette. Man sieht seine thurmähnliche Spitze 30 bis 40 Meilen weit, weshalb man ihn den Ramin (chimney) genannt hat. Er ist bloß eine Meile vom Fluß entfernt. Seine kegelförmige Basis macht ungefähr drei Viertel,

seine pyramidenförmige Spitze ein Viertel seiner Höhe aus. Seine Unterlage ist Kalk, die obere bröcklicher Sandstein. Seine ganze Höhe soll 525 Fuß, die seiner Spitze 125 sein.

Hefrige Regengüsse unterbrachen oft unsere Reise, fast täglich hatten wir Gewitter, wodurch der Platte berüchtigt ist. Einmal mußten wir des Regens halber fast den ganzen Tag liegen bleiben, aber als Schadenersatz fanden wir eine Menge altes Kiefern- und Ederholz, was von den Felsen, die spärlich damit bewachsen sind, her abgeschwemmt worden war, und beim auslobernden Feuer spotteten wir des Wetters und vergaßen alles Ungemach. Am andern Morgen hellte sich der Himmel auf, wir gingen etwas links vom Flusse ab, und genossen eine malerische Landschaft. Ringsum waren Felsen, von der Natur in guter Laune zusammen geworfen, die durch die Mannichfaltigkeit ihrer Formen der Phantasie freien Spielraum gewährten. Einige derselben hatten reine Regelform, andere stellten platte Rundscheiben vor, andere sahen durch ihre zackigen Vorsprünge Festungswerken ähnlich, andere alten Burgen, Säulenhallen u. s. w. Die meisten derselben waren dünn mit Kiefern und Cedern bewachsen. — Die Scenerie hatte offenbar Aehnlichkeit mit mehreren Punkten der sächsischen Schweiz.

Des Mittags hielten wir in einem kleinen Thale, wo sich von beiden Seiten Felsen in der Entfernung von einer halben Meile gegenüberstanden. Durch das Thal schlängelte sich ein frisches Quellwasser. Wir schlugen unser Lager an einem Hügel auf, von dem die Quelle entspringt. Der Platz hatte etwas romantisches; ringsum wuchsen Kiefern und Cedern, wilde Rosen, Stachel- und Johannisbeeren; von der Spitze des Hügel genoss man eine weite Aussicht, der Kamin und die ganze Felsenreihe, die wir passiert hatten, zeigte sich auf der einen, neue Hügel auf der andern Seite, vor uns lag der Platte. Die herrliche Umgebung, der heitere Himmel und frisches Antilopenfleisch versetzten uns alle in gute Laune. Doch die schwüler werdende Luft überzeugte uns bald, daß wir

unsern täglichen Antheil an Donnerwetter heute noch nicht erhalten hatten. Im Regen legten wir Nachmittags noch 12 Meilen zurück und übernachteten an dem Quellwasser vom Mittag, es war aber durch die Regengüsse so angeschwollen, daß wir den Uebergang bis auf den nächsten Tag verschieben mußten. Des andern Morgens setzten wir darüber, sowie über den, bloß einige 100 Schritte davon gelegenen Horsecreek und wandten uns dann über uninteressante Berghügel wieder dem Flusse zu. Von der Höhe der Hügel sahen wir in westlicher Ferne die Blackhills, eine Gebirgskette, über die wir später zu gehen haben.

In der Nähe des Platte sah ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal eine sogen. Prairie-dog-village. Einzelne Wohnungen dieses sonderbaren Thieres hatten wir schon an der South Fork beobachtet, hier aber hatten wir eine ganze Colonie vor uns, und bekamen auch einige seiner scheuen Bewohner zu Gesicht. Der Prairiehund (Prairie-dog, Prairie marmot, *Arctomys Ludovicianus*, Ord.) hat Aehnlichkeit mit dem Hamster und gehört in dasselbe Geschlecht. Er ist gegen 16 Zoll lang, sein Haar gelb-braun-röthlich, der Kopf breit, die Ohren kurz, der Körper dick, der behaarte Schwanz gegen 2 Zoll lang. Die 5 Zehen an jedem Fuß sind von sehr ungleicher Länge. Dieses Thier gräbt sich Höhlen unter der Erde, die aufgeworfene Erde bildet nach aussen einen festen runden Ball, der trichterförmige Eingang der Höhle ist ein bis zwei Hand breit und läuft anfangs ungefähr einen Fuß lang senkrecht herab, dann schräg nach innen und unten. Solche Wohnungen sieht man in mäßiger Entfernung von einander über eine Strecke von mehreren Ackern, selbst von mehreren Meilen sich verbreiten, und das heißt dann ein Dorf. Hunderte, selbst Tausende dieser Thiere leben auf diese Art nachbarlich beisammen. Bei schönem Wetter kommen sie aus ihren Höhlen heraus, um sich zu sonnen, setzen sich possierlich auf ihre Hinterfüsse, und geben einen scharfen, zwitschernden Ton von sich. Bei Annäherung von Menschen erheben sie anfangs ihr

Geschrei heftiger, und bewegen ihre kurzen Schwänze dazu, als seien sie auf einen ernsthaften Kampf gefaßt; so wie man aber näher kommt, ziehen sie sich in ihre Höhlen zurück, und sehen höchstens mit dem Kopf heraus. Schießt man sie dann auch, so fallen sie in die Höhlen hinein und lassen sich nicht leicht herausholen. In jeder Höhle leben mehrere beisammen. Oft sieht man 6 bis 8 sich in eine Höhle retiriren. Der Prairiehund nährt sich von den Körnern verschiedener Grasarten, seine Wohnung findet sich aber gewöhnlich in sandigen Gegenden, wo das Gras nur spärlich wächst. Er kommt dießseits und jenseits der Felsengebirge ziemlich häufig vor. Den Winter verschläft er, und verstopft deshalb im Herbst die Oeffnung seiner Höhle mit Gras. Man sieht oft verschiedene Thiere in diese Höhlen hineinfriechen, namentlich Klapperschlangen, deren es in diesen Gegenden unzählige gibt, Eidechsen, Schildkröten und eine kleine Eulenart (*Stryx hypogaea*, Bonap.) Dieses Quodlibet von Thieren kann unmöglich in guter Nachbarschaft darin leben, doch versichert Pike öfter gesehen zu haben, daß ein Prairiehund, ein Hornfrosch und eine Schildkröte sich in die nämliche Höhle retirirten. Die Eulen und Klapperschlangen scheinen den Prairiehunden am meisten zuzusetzen.

Der Nord Platte, an dem wir jetzt wieder hinaufgingen, war hier holzreicher, wie früher, namentlich an Cottonwood; auch das Gras war besser. Wir übernachteten an ihm, in der Nähe eines alten Winterlagers; eine Menge Cottonbäume lagen dort umher, die theils zu Umzäunungen, theils zum Futter für die Pferde (man füttert sie im Winter mit der Rinde des Baumes) gebraucht worden waren.

Den nächsten Morgen (14. Juni) brachen wir alle in guter Stimmung auf, denn der launische Despot menschlicher Launen, ich meine das Wetter, enthüllte uns sein freundliches Angesicht wieder, und die Nähe des Fort Larami, das bloß 16 Meilen entfernt war, versprach uns ein baldiges Zusammentreffen mit menschlichen Wes-

feu. In der Nähe des Forts schon sahen uns die ersten „blaffen Gesichter“ wieder entgegen, die wir seit unserer Abreise vom Missouri gesehen hatten, es waren canadische Franzosen, halbindianisch in Leder gekleidet, und auf ihren, mit Schellen und bunten Bändern behangenen Ponies daher jagend, als gälte es eine Batterie zu erstürmen. Alle Bekannte begrüßten sich, eine Frage drängte die andere, und in der Kürze erzählte jeder, in canadischem Patois, seine überstandenen Abenteuer. Mitterweile bekamen wir das Fort zu Gesicht.

Es sieht in der Ferne einem großen Blockhaus ähnlich, und liegt in einem engen, von grasigen Hügeln eingeschlossenen, Thale, hart an dem linken Ufer des Flusses Karami, der sich ungefähr eine Meile unterhalb in den Nord-Platte ergießt. Westlich bilden die *Blackhills*, eine dunkle, mit Nadelholz bewachsene Gebirgskette, einen schönen Hintergrund. Wir setzten gegen Mittag über den Karami-Fluß und lagerten uns außerhalb des Forts. Das Fort selbst zog zuerst meine Aufmerksamkeit auf sich. Es liegt auf einer leichten Anhöhe und ist im Viereck erbaut von ungefähr 80 Fuß Länge und 100 Fuß Tiefe. Die Außenseite besteht aus gegen 15 Fuß hohen, behauenen und eng zusammengefüigten Cottonbäumen, auf 3 Seiten erheben sich kleine Thürmchen darauf, die zu Warten und zur Vertheidigung bestimmt zu sein scheinen, in der Mitte bildet ein starkes aus Blöcken erbautes Thor den Eingang. Im Innern sind kleine Gebäulichkeiten mit plattem Dache wie Schwalbennester ringsum an die Wand angeklebt, eines derselben stellt das Waarenhaus vor, ein anderes die Schmiede, die übrigen bilden Privatwohnungen, welche Mönchszellen nicht unähnlich sehen. Eine besondere Abtheilung des Hofes nimmt die sogenannte horse-pen ein, worin die Pferde jede Nacht eingesperrt werden. Der mittlere Raum ist frei, ein langer Baum ragt darin hervor, an welchem bei feierlichen Gelegenheiten die Flagge aufgezogen wird. Die ganze Mannschaft des Forts bestand blos aus 5 Mann, 4 Franzo-

sen und 1 Deutschen. Einige derselben waren mit Indianerinnen verheirathet, deren Keinsichkeit und nette Kleidung einen angenehmen Kontrast mit den Töchtern der Wildniß, die wir bis jetzt gesehen hatten, bildete. Bei dieser Gelegenheit will ich zugleich auf eine irrige Ansicht aufmerksam machen, die in Bezug auf diese Forts häufig gefunden wird. Man stellt sich nämlich unter denselben oft Militair-Forts vor, die mit regelmässigen Truppen besetzt, militairisch verwaltet werden, während es blos Handels-Forts sind, die von einzelnen Handelskompagnien erbaut und mit einer Hand voll geworbener Leute besetzt werden, um einen sichern Punkt zu haben, wo sie ihre Güter niederlegen und von da aus Tauschhandel mit den Indianern treiben können. Solche Forts existiren diesseits und jenseits der Felsengebirge, von Amerikanischen und Englischen Compagnien gegründet, aber nirgends ist ein von der Regierung dieser beiden Staaten errichtetes Militairfort zu finden. Die einfache, oben beschriebene Bauart desselben sichert sie hinreichend gegen etwaige Angriffe Seitens der Indianer, zum Ueberfluß haben manche derselben noch eine kleine Kanone auf ihrem Wall stehen. Außer Fort Larami existirt meines Wissens kein anderes Fort am Nordplatte, dagegen haben verschiedene Amerikanische Handelskompagnien Forts an dem Südplatte, dem Arkansas, dem Greenriver und am Missouri hinauf errichtet; jenseits der Felsengebirge gibt es blos Englische Forts. Fort Larami wurde 1835 von Robert Campbell gebaut und hieß damals Fort William, später ging es in andere Hände über und wurde nach einem gewissen Larami, der hier von Indianern getödtet wurde, in Fort Larami umgetauft. Diese Sitte, das Andenken geliebener Freunde durch Uebertragung ihrer Namen auf den Ort, wo sie fielen, zu verewigen, ist in den Felsengebirgen so gewöhnlich und die Veranlassung dazu leider so häufig, daß die Hälfte dieser Namen wenigstens ihre Entstehung solchen Ereignissen verdankt. Das Fort ist gegenwärtig im Besiz von Piggot, Papin und Jaudron. Es hat in vieler Beziehung eine

sehr günstige Lage. In der Nähe findet sich hinreichendes Holz und gute Weide, einige Tagereisen weiter ist Ueberfluß an Büffeln und anderem Wild, und der Platte ist von hieraus schon für kleine Boote schiffbar, wenigstens ist Campbell bereits in Büffelbooten von hier nach dem Missouri gefahren. Dabei bildet es einen sehr geeigneten Mittelpunkt zum Handel mit bedeutenden Indianerstämmen, namentlich den Siour und Crows. Letztere Indianer hatten vor Kurzem dem Fort eine kleine Contribution auferlegt, indem sie bei hellem Tage im Angesichte zweier Wachen 16 Pferde, die in der Nähe desselben grasten, fort trieben. Das Fort hatte glücklicherweise Ueberfluß an Pferden, so daß dieser Verlust nicht schmerzhaft war. Ausser Pferden besitzt es noch ein hier zu Lande sehr werthvolles Eigenthum, nämlich mehre Kühe. Um Ackerbau bekümmert man sich nicht, obwohl der Boden dazu geeignet zu sein scheint, sondern man lebt bloß von der Jagd. Alles, was wir damals vorfanden, war getrocknetes Büffelfleisch, wovon wir einen Vorrath mitnahmen. Da wir den Rest des Tages hier blieben, so wurden zwischen unsern Pferden und denen des Fortes mehre Rennen veranstaltet, wobei es an Wetten und Pferdehandel natürlich nicht fehlte. Ich selbst tauschte mein Pferd, das durch die bisherige Reise ziemlich angegriffen und mager geworden war, gegen ein flinkes, wohlgenährtes, auf die Büffeljagd abgerichtetes Indianerpferd. Die Indianischen Pferde sollen ursprünglich aus Mexiko abstammen, sie sind ein kleiner Schlag, nur selten schön zu nennen, aber sehr flink und dauerhaft, und weil sie keine andere Nahrung als Gras kennen, für eine solche Reise weit geeigneter, als amerikanische Pferde, die bei bloßem Grasfutter gewöhnlich sehr abmagern. Doch werden amerikanische Pferde, weil sie größer und schöner sind, von Weissen und Indianern gesucht, und sind, nachdem sie sich acclimatist haben, dann auch vorzüglicher.

Die Entfernung von der Grenze von Missouri bis Fort Karami beträgt unserer täglichen Berechnung nach 755 Meilen und wurde



von uns in 6 Wochen zurückgelegt. Alle Entfernungen lassen sich hier natürlich bloß annäherungsweise bestimmen. Wir zählten zu diesem Zwecke öfters die Schritte ab, die wir in einer gewissen Zeit zurücklegten und fanden als mittlere Geschwindigkeit unseres Marsches 3 Meilen auf die Stunde aus. \*)

\*) Unter allen in diesen Reisetagebüchern erwähnten Meilen sind blos englische zu verstehen, wovon 5 bis 6 auf eine deutsche gehen.

## Neunte Skizze.

Reise über die BLACKHILLS. — Uebergang über  
die NORTH FORK.

---

Den nächsten Morgen, am 15. Juni, verließen wir Fort Larami, um in westlicher Richtung wieder durch die Wildniß zu reisen. Unser Weg führte über die obengenannten black hills, indem wir den Laramifluß zu unserer Linken ließen und in mässiger Entfernung von der Northfork hinaufgingen. Die Northfork windet sich hier durch so steile Felsenwände, daß man den Fluß nur selten zu Gesichte bekommt und an seinen Ufern nicht hingehen kann. Die Hügel bestehen aus Sand und Kalk und sind mit einzelnen Kiefern und Cedern bewachsen. Zur Linken erblickt man eine andere hohe Gebirgskette, die Platte-Gebirge, aus denen, wie wir später sahen, der Northplatte hervordringt. Auf dem Gipfel des höchsten Berges dieser Kette lag noch Schnee. 4 Tage lang kampirten wir an kleinen Gewässern, die sich in die Northfork ergießen und fanden zuweilen sehr angenehme Lagerplätze, unter andern am horseshoe creek, wo wir am zweiten Tag hielten. Das Wasser war frisch und klar, das Gras fett und hoch und ein dichter Saum von Cottonwood und Zuckerahorn zog sich am Ufer hin. Dazu brachten unsere Jäger wieder frisches Büffelfleisch, ein nicht unbedeutendes Hülfsmittel, um eine romantische Umgebung zu einer lebendigen Anschauung zu bringen. Der Weg aber wurde täglich beschwerlicher. Steile Anhöhen, tiefe Erdrisse und Schluchten machten es oft nothwendig, die Wagen an Stricken hinunterzulassen und wieder hinauf zu ziehen, oder weite Umwege zu machen. Zusehends stiegen wir dabei immer höher. Wenn uns früherhin der reissende Lauf des

Platte von unserem raschen Aufwärtssteigen nicht schon überzeugt hätte, so würde uns hier die dünnere, reinere Luft, die weitere Fernsicht und der Wechsel in der Vegetation darauf aufmerksam gemacht haben. In Bezug auf letzte bemerkten wir namentlich zwei neue Reisegefährten, die uns fortan beständig begleiten werden, verschiedene Cactusarten nämlich und die sogenannte wilde Salbei (wild sage, worm wood, *Artemisia Columbiensis*). Die *A. C.* findet sich diesseits und jenseits der Felsengebirge auf sandigem Boden, wo das Gras spärlich oder gar nicht fortkommt. Sie erreicht sehr verschiedene Größe. Zuweilen ist sie verkrüppelt und wird kaum 1—2 Fuß hoch, zuweilen aber erreicht sie auch Mannshöhe und ihr Stamm ist dann armsdick. Ihr Holz besteht, wie die Weinrebe, aus vielen gewundenen Fasern und ist zur Bearbeitung untauglich, gibt aber ein gutes Feuer, das sehr lange Zeit Kohle hält. Ihr Kraut zeichnet sich durch seine Bitterkeit aus. Kommt etwas davon unter Nahrungsmittel, so sind sie kaum zu genießen, hat man daher frisches Fleisch am Sattel angebunden und streift das Kraut damit, so wirft man es lieber weg. Ganz ähnlich schmeckt ein Vogel, der sich von dieser Pflanze nährt, der sogenannte sage cock, cock of the plains (*Tetrao Urophasianus*). Der Vogel ist etwas größer als ein Prairiehuhn, mit dem er sonst die größte Aehnlichkeit hat, und behält, auf welche Art man ihn auch bereiten mag, den widerlich bitteren Geschmack dieser Pflanze.

Am 4ten Tage übernachteten wir zuerst wieder am Nordplatte. Der Fluß war hier nicht sehr breit. Mehrere von uns nahmen ein Bad, das Wasser war aber so reißend, daß wir, obwohl alle im Schwimmen geübt, das andere Ufer kaum erreichen konnten. Den nächsten Tag gingen wir über steile, gras- und holzarme Hügel in der Nähe des Flusses hin. Gegen Mittag, als wir eben unser Lager aufschlagen wollten, erblickte ich zum erstenmale den Schrecken der Jäger, den grauen Bär. Es war ein stattliches Thier, aber er rannte in völliger Flucht davon und unsere Pferde waren

zu müde, um Jagd auf ihn zu machen. Wir lagerten uns des Nachts wieder am Fluß auf schmutzigem, lehmigten Boden. Des andern Morgens waren wir nicht wenig erstaunt, uns gegenüber auf der andern Seite des Flusses ein Duzend Indianer zu sehen, die schon die ganze Nacht dort gelegen hatten. Sie schwammen herüber. Es waren Shiennes, die uns zu verstehen gaben, daß sie auf einem Raubzug gegen die Crows begriffen wären, um Pferde zu stehlen. Sie selbst waren zu Fuß, wie es bei Indianern auf solchen Streifzügen Sitte ist; und wir hatten nicht den geringsten Grund, ihre Aussage in Zweifel zu ziehen, aber wir waren dessen ungeachtet sehr auf unserer Hut, um eine etwaige Verwechslung unserer Pferde mit denen der Crows zu verhüten. Zwei Tage lang gingen wir noch am Fluße hin. Obwohl wir selbst keine Büffelherden sahen, so brachten uns die Jäger doch immer frisches Fleisch ins Lager. Eines Abends verirrte sich ein alter Bull in die Nähe unseres Lagers. Ein Paar Neulinge machten sogleich Jagd auf ihn, aber er stürzte erst beim 20sten Schuß. Nach den Jägern kamen sogleich die Wölfe und heulten uns die ganze Nacht vor. Solche Nachtmusiken sind in dieser Wildniß, namentlich in Büffelgegenden, so gewöhnlich, daß ich sie zuletzt nur ungern vermiste, und an den langgezogenen, alle Mollaccorde durchmodulirenden, Klage-tönen dieser Bestien eine Art Wohlgefallen fand. Say unterscheidet vier Arten von Wölfen in Amerika, nämlich 1. den gewöhnlichen Wolf, *Canis Lupus*, 2ten den bellenden Wolf, *Canis Latrans*, 3ten den dunkeln Wolf, *Canis Nubilus*, und 4ten den schwarzen Wolf, *Canis Lycaon*. Letzteren habe ich auf dieser Reise nie gesehen, sehr häufig aber ist der zweite. Er ist kleiner, wie die übrigen und zeichnet sich durch sein sonderbares Geheul aus. Er beginnt nämlich mit zwei bis drei bellenden Tönen ungefähr wie ein Dachshund, und läßt den heulenden Ton dann unmittelbar darauf folgen. Da er sich meist in der Nähe von Büffeln aufhält, und daher als gutes Jagdomen betrachtet wird, so heißt man ihn

auch den Medicin-Wolf. Obwohl man täglich Wölfe sieht, so sind sie doch sehr selten. Ich habe nie gehört, daß sie einen Menschen angegriffen haben, des Nachts aber werden sie unverschämt, sie schleichen sich oft mitten ins Lager und stehlen Fleisch oder Lederzeug daraus weg. Hat man einen Büffel oder ein anderes Wild geschossen, so lauern sie schon in der Ferne, nähern sich vorsichtig, sobald man sich entfernt hat, und skeletiren dann mit bewundernswerther Schnelligkeit. Sie rechnen so sicher auf diesen Tribut, daß sie den Caravanen oft Tage lang folgen.

Unser Weg am Fluß hin wurde jetzt etwas ebner. Der Boden war sandig und mit vielen Ameisenhaufen, die aus Sand und Kies aufgeworfen waren, bedeckt. Wir sahen einige Elks. Auch fand ich ein Nest mit jungen Elstern, Maepies, die ich bisher noch nicht in den Ver. Staaten gesehen hatte. Am 21sten Juli hielten wir am Fluß, um überzusetzen. Der Northplatte ist hier nicht so breit wie die Southfork, aber ebenso reißend. Ein Canoe aus Büffelhäuten wurde schnell fertiggestellt. Den nächsten Tag schon setzten wir über, ohne einen besondern Unfall zu erleiden.

---

## Zehnte Skizze.

### Reise an den Süßen Wassern. — Die Wind- river Gebirge.

Am linken Ufer des Nord Platte gingen wir noch gegen 15 Meilen hinauf. Der Weg führte über sandiges wellenförmiges Terrain. Von einem der Hügel genossen wir eine weite herrliche Aussicht. Südwestlich zu unserer Linken zogen sich die Platte Gebirge hin, aus denen der Fluß hier hervordringt, westlich vor uns erblickten wir die Süßen Wasser-Gebirge, und nordwestlich in einer Entfernung von 100 Meilen zeigte sich ein nebliger Streif am Horizonte, in dem unsere ältern Reisegefährten die Schneegipfel der Bighorn - Mountains erkannten. In der Nähe der letztern wohnen die Crows, ein hinterlistiger, feindseliger Indianerstamm, gleichgeübt im Stehlen und Skalpieren. Sie durchstreifen die Gegend am Platte und den Süßen Wassern oft, die von den Indianern als gemeinschaftliches Kriegsterrain (war ground) betrachtet wird. Der Boden, über den wir heute gingen, war stark mit Salzen geschwängert. Schon früher hatten wir dies in der Nähe des Platte zuweilen beobachtet, und vor einigen Tagen noch einen Bach passirt, dessen Wasser ganz nach Bittersalz schmeckte. Hier aber war es sehr auffallend. Wir kamen an einigen, in der Prairie gelegenen Salzseen (salt lakes) vorüber, wo krystallirtes Bittersalz am ganzen Ufer hinlag. Mittags lagerten wir zum letzten Mal am Fluß. Eine Heerde Büffel graste ganz gemüthlich am andern Ufer, und ließ sich durch unsere Ankunft nicht darin stören, weil der Wind für uns günstig war. Der Fluß krümmt sich hier in südwestlicher Richtung nach den Plattegebirgen zu, von denen er

herunter kommt. Wo er aus ihnen heraustritt, erheben sich einige röthliche Felsen, wahrscheinlich aus Sandstein bestehend, die rothen Hügel (red butes oder hills) genannt. Wir verließen hier den Fluß, um etwas nordwestlicher nach den süßen Wassern zu gehen. Ueber einförmige Sandhügel hinziehend erreichten wir des Abends einen kleinen Bach, dessen sandiges Bett alles Wasser eingesaugt hatte, als wir aber einige Fuß tief gruben, erhielten wir klares Wasser in hinreichender Menge. Den Tag über hatten wir Gewitter gehabt, des Nachts bekamen wir einen kalten Regen mit Schneegeflöber, der nächste Morgen war empfindlich kalt. Das Terrain blieb hügelig, sandig, grasarm, desto reichlicher aber mit wilder Salbei bewachsen. Büffel wurden immer häufiger. In dem sandigen Boden dieser Gegend entdeckte ich ein neues, sonderbares Geschöpf, den s. g. Hornfrosch, (hornfrog — *Phrynosoma Cornuta.*) Es ist eine Eidechsenart, mit dickem Kopfe und Körper und kurzem Schwanz. Er ist von graulicher Farbe, seine ganze Länge beträgt 3 bis 4 Zoll. Der ganze Rücken vom Kopf bis zum Schwanz ist mit hörnern Stacheln besetzt, in der Mitte läuft ein hornartiger weißer Kamm herab, am Hinterkopf stehen 6 große Stacheln im Halbkreise herum. Dieser stachelige Panzer gibt dem Thierchen das Ansehen eines Alligators en miniature. Er läuft sehr behend, kommt bloß auf sandigem Boden vor und scheint von Insekten zu leben. Eine andere kleine Eidechsenart mit schlankerem Körper und äußerst flink, die man fälschlich hier Chamäleon nennt, kommt gewöhnlich in der Nachbarschaft des Hornfrosches vor. In der Nähe der Süßen Wasser wird das Land wieder ebener, nur einige abgerissene, kahle Felsenblöcke erheben sich in der Mitte der Prairie. Der Boden ist mit verwitterten, alkalisch schmeckenden Salzen und einigen Salzseen bedeckt. Die Büffel scheinen diese Gegend vorzugsweise zu lieben, wir trieben viele Heerden vor uns her. Des Abends am 25. Juni erreichten wir die Süßen Wasser, ein kleines Flößchen, was die nördliche Hauptquelle des

Nordplatte bildet, und seinen Namen wahrscheinlich im Gegensatz mit den salzigen Gewässern der Umgegend erhalten hat. Wir schlugen unser Lager hart an einem isolirt stehenden Felsblock auf, der ungefähr 1000 Fuß lang, 100 Fuß breit und 50 bis 60 Fuß hoch sein mochte, und aus untermengtem Granit besteht. Er ist unter dem Namen des Rock Independence bekannt, und soll von einer Partie Amerikaner, die den 4ten Juli hier feierte, so getauft worden sein. Er gilt gewissermaßen als ein Rocky Mountain Stamm-buch, viele Reisende schreiben oder graben ihre Namen dort ein. Rings um uns herum, näher oder entfernter, erheben sich Felsen und Gebirge; die Plattegebirge liegen zu unserer Linken, der Nordplatte selbst soll gegen 12 Meilen von uns entfernt sein. Des andern Morgens setzten wir über die süßen Wasser. 6 Tage lang gingen wir in westlicher Richtung näher oder entfernter an ihnen hinauf, und setzten, um ihre Krümmungen abzuschneiden, noch einige Male über. Unser Weg war anfangs eben und zog sich durch ein, erst ziemlich enges, und dann sich immer mehr erweiterndes Thal, auf beiden Seiten von den Süß-Wasser-Gebirgen eingeschlossen. Die Felsen dieser Gebirge sind theils kahl, theils mit Fichten bewachsen. Auf ihrer Spitze sollen viele Gebirgsschaafe (mountainsheep, bighorn, argali, ovis ammon L.) leben, ein Thier, im Aeußern dem Hirsch ähnlich, nur etwas größer, statt des Geweihes aber mit gewundenen Hörnern wie ein Widder versehen, deren eins oft gegen 30 Pfund wiegt. Die Indianer machen ihre besten Bogen aus diesen Hörnern. Die Gebirgsschaafe klettern mit Leichtigkeit an den steilsten Felsen hinauf; wo man ihnen nur mit Mühe nachfolgen kann. Zu meinem Verdruß aber bekamen wir kein einziges zu Gesicht. Einzelne Büffel stießen uns auf. Ich konnte nicht unterlassen, mein neulich getauschtes Pferd einmal auf die Büffeljagd zu versuchen. Ich nahm einen alten Bull auf das Korn, mein Pferd holte ihn bald ein, sprengte furchtlos an seine linke Seite und ließ mich das Pistol dem Büffel beinahe auf



die Brust setzen. Beim zweiten Schuß kehrte sich der Bull plötzlich gegen mich, mein flinkes Pferd jedoch brachte mich schnell aus seiner Nähe, und vom Blutverlust erschöpft, sank das verwundete Thier beim 4ten Schuß zu Boden. Er war sehr mager, ich nahm daher bloß seine Zunge mit.

Am dritten Tage (den 28. Juni) zeigte sich vor uns im Westen ein weißer Streif. So wie wir höher stiegen, nahm er bestimmtere Formen an, einzelne glänzende Spitzen verwandelten sich allmählig in höhere und höhere schroffe Felsen mit schneeweißem Gesehwand und eisigem Haupt, mit einem Worte, die Gletscher der Felsengebirge tauchten vor uns auf. Es war die Kette der Windriver-Gebirge, eine der steilsten in diesem großen Gebirgszuge. Sie ziehen sich in nordwestl. Richtung hin, sind gegen 80 Meilen lang und 20 bis 30 breit. Eine ihrer Spitzen soll im Auftrag der Hudsonsbay Compagnie geometrisch und barometrisch gemessen worden, und 25,000 Fuß hoch sein. Da man sich den Gebirgen auf einer Höheebene nähert, zu der man allmählig in einer Strecke von 1000 Meilen emporsteigt, also bereits sehr hoch steht, so erscheinen sie dem Auge allerdings nicht so hoch, als sie eigentlich sein mögen; doch dürfte jene Annahme, die sie selbst mit dem Himalayagebirge zusammenstellt, schwerlich die richtige sein. Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls ist es eine sehr hohe und imposante Gebirgskette, nur vermisse ich die romantische Umgebung der Schweizer Alpen mit den krystallinen Landseen und blühenden Thälern, die sich so malerisch dort um die ewigen Gletscher gruppiren. Da wir um die südöstliche Spitze der Wind-River-Gebirge herumzugehen hatten, so nahmen wir jetzt mehr südwestliche Richtung. Die Ebene, in der wir bisher gegangen waren, verwandelte sich allmählig wieder in hügelichtes Terrain, mit sandigem Boden, spärlichem Grase, desto mehr wilder Salbei und einer Menge von Büffelheerden bedeckt. Der geologische Charakter des Landes hat, seit wir an den süßen Wassern sind, eine wesentliche Veränderung erlitten, reiner Granit,

Basalt, Quarz, und Feldspat gehörten jetzt zu den täglichen Erscheinungen. Primitive Gebirge beginnen. Fortwährend stiegen wir rasch aufwärts, Cactusarten wurden seltner, Moose häufiger, manche Pflanzen kamen hier bloß verkrüppelt vor. Am 6ten Tage (es war der 1. Juli) ließen wir die Süßen Wasser zu unserer Rechten liegen nahe bei ihrem Ursprung von der östlichen Abdachung der Windriver-Gebirge. Sie sind das letzte ins atlantische Meer fließende Wasser, das wir zu passiren hatten. Denselben Tag noch gegen Abend erreichten wir ein kleines frisches Quellwasser, das schon dem Stillen Meere zufließt. Die Scheidewand zwischen diesen beiden Gewässern wird durch wellenförmige, sandige Prairie gebildet. Die Quelle, an der wir unser Nachtlager aufschlugen, kommt unter einem aus Quarz und Spat bestehenden Felsblocke hervor, in der Nähe wuchsen Weiden, Cedern und einige Birken (quickenasp). Wo das Wasser unter dem Felsen hervorbringt, sank der Thermometer in ihm auf 43,5 Grad Fahrenheit, während er in der Luft auf 48 stand.

Nachträglich bemerke ich hier noch den mittleren Thermometerstand auf unserer bisherigen, zweimonatlichen Reise von der Grenze vom Missouri bis zu der Scheidewand der östlichen und westlichen Gewässer.

### Mittlerer Thermometerstand nach F.

bei Sonnenaufgang, — gegen Mittag, — bei Sonnenuntergang.

Zu Mai	53	72	62,3
Zu Juni	49	72,5	56,8

In dieser ganzen Zeit hatten wir nur sehr wenige freundliche Tage, fast täglich aber Regen und Gewitter. Die Regenregion liegt jetzt hinter uns, und—um die Worte unseres Führers zu gebrauchen,—das Land, wo der Wind regiert, vor uns.

## Elfte Skizze.

### Das jährliche Rendezvous.

Unser nächstes Ziel war das obere Green-River-Thal, das sich wie eine Prairie-Bucht zwischen die Hauptkette der Felsengebirge und die vorspringenden Wind-River Gebirge hineinzieht. Unsere Richtung war nordöstlich; der Weg dahin führt über sandige Hügel und Hochebenen. Die Wind-River-Gebirge lagen zu unserer Rechten und ließen uns ihre schroffen, abgerissenen Granitformen mit tiefen Schluchten dazwischen deutlicher erkennen; als ihre Vordermauer erhob sich eine dunkle, schneelose, mit Nadelholz bewachsene Bergkette. Zu unserer Linken kamen neue Gletscher zum Vorschein, die Eutaw Mountains. Wir passirten mehrere Flüßchen, zuerst Little Sandy und Big Sandy, dann New Fork, die sämmtlich von den Wind-River-Gebirgen entspringen und in den Green River fließen. Ihr Wasser ist klar und frisch, der Grund kieselig; die Ufer sind gewöhnlich mit Weiden bewachsen. Außerdem enthalten diese Flüßchen neue, für die westlichen Gewässer charakteristische Bewohner. Während der Platte nämlich sehr fischarm ist und in den übrigen Gewässern meist nur Katsfische leben, so findet man hier viele Forellen. Am zweiten Tage entdeckten wir Spuren von einer Anzahl Weisser und Indianer, die vor Kurzem durch diese Gegend uns vorausgereist waren, um sich wahrscheinlich nach dem Rendezvous zu begeben, das jährlich in der Nähe des Green River um diese Zeit gehalten wird. Da unsere Bestimmung dieselbe war, unser Führer aber selbst nicht genau wußte, welcher Platz für dieses Jahr dazu ausgewählt sei, so wurden einige Mann von uns zu re-  
fognosciren ausgesandt. Sie kamen den nächsten Tag, als wir

eben an der New Fork lagen, mit 2 Agenten der Pelzcompagnie, Trips und Walker, zurück. Letztere waren von ihren indianischen Frauen und einer ganzen Menge Hunde begleitet. Die beiden Squaws, von Gesicht ganz leidlich, erschienen im höchsten Glanze, die rothen Teppiche, seidenen Kopfstücher und bunten Stickereien gaben ihnen ein orientalisches Ansehen; eben so wie sie selbst, waren ihre Pferde mit Stickereien, Perlen, Korallen, Bändern und kleinen Schellen reichlich behangen. Die Schellen waren in solcher Menge angebracht, daß man, wenn man in ihrer Nähe ritt, eine türkische Musik um sich zu haben glaubte. Die Squaws benahmen sich übrigens sehr ehrbarlich, sie besorgten die Pferde, schlugen ein Zelt auf und waren auf jeden Wink ihrer Eheherren aufmerksam. Von den Agenten erfuhren wir, daß der diesjährige Sammelplatz auf dem rechten Ufer des Green River in dem Winkel, den der Horse Creek mit ihm bildet, sei. Wir waren etwa noch eine Tagereise davon entfernt. Gemeinschaftlich brachen wir Nachmittags wieder auf, in rascherem Schritt wie gewöhnlich legten wir noch etwa 12 Meilen zurück und übernachteten dann an einem Arme der New Fork, dessen Ufer mit schönen Kiefern eingefast waren. Es war der 4te Juli, der große Festtag der Ver. Staaten. In unserm Lager aber sah es alltäglich aus, wir lagen um die Feuer herum, rauchten und schliefen, in Erwartung der Dinge, die da morgen kommen sollten, ruhig ein. Den nächsten Morgen brachen wir früh wieder auf und erreichten gegen Mittag endlich den lang ersehnten Green River. Der Green River (Colorado of the West) entspringt von der nordwestlichen Höhe der Wind River Gebirge, läuft in südwestlicher Richtung und ergießt sich in den Golf von Californien. Wo wir ihn zuerst sahen, ist er ein klares, rauschendes, foellenreiches, weder sehr breites noch tiefes Flößchen, später aber wird er ein breiter, reißender Strom; seine Schiffahrt soll ungeheure Schwierigkeiten darbieten. Wir setzten über den Fluß und befanden uns in dem spitzen Winkel, welchen der Horse Creek,

(ein Bach, welcher von Nordwesten kommt und sich hier in dem Green River ergießt,) mit ersterem bildet. Das Land dazwischen ist eben, der Boden lehmig sandig. Der Lagerplatz war gegen 2 Meilen oberhalb des Horse Creek auf dem rechten Ufer des Green River entlang. Die Ebene zwischen den beiden Flüssen ist hier ungefähr 3 Meilen breit. Schon öfter ist das Rendezvous hier gehalten worden. Nach früherhin angestellten Beobachtungen liegt der Ort im 107 Gr. 12 Min. westl. Länge und zwischen den 44 und 45 Gr. nördlicher Breite. Wir befanden uns also gegen 4 Gr. nördlich von St. Louis. Der Weg, den wir von der Grenze von Missouri bis hierher zurückgelegt hatten, betrug, unserer oberflächlichen Berechnung nach, nahe an 1200 Meilen.

Wir erreichten den Lagerplatz. Was uns zuerst in's Auge fiel, waren mehre lange Reihen Indianerzelte (lodges), die sich wenigstens 1 Meile weit am Green River hinzogen. Indianer und Weiße waren in bunten Gruppen hier vermischt. Von Indianern waren namentlich Snakes, Flatheads und Nezpercés, friedliche Stämme, die jenseits der Felsengebirge wohnen, gekommen. Von Weißen hatten sich die Agenten verschiedener Handelscompagnien und eine Menge Biberfänger (Trappers) eingefunden, welche diese „Messe der Wildniß“ besuchen, um zu kaufen und zu verkaufen, alte Contrakte zu erneuen und neue zu schließen, Verabredungen unter sich zu treffen, alte Bekannte zu sehen, ihre überstandenen Abenteuer zu erzählen und einmal einen fröhlichen Tag zu haben. Diese Trapper, die „Ritter ohne Furcht und Tadel“ der Felsengebirge, sind ein so eigenthümlicher Schlag Menschen, daß es nöthig ist, einige Worte über sie zu sagen. Ihr Name schon bezeichnet ihre Beschäftigung. Sie erhalten entweder ihre Ausrüstung, bestehend in Pferden, eisernen Biberfallen, einer Büchse, Pulver und Blei, von Handelscompagnien und fangen für diese um geringen Lohn; oder sie thun es auf eigene Hand und heißen sich dann freie Leute (Freemen). Letzteres ist am häufigsten der Fall. Im

kleinen Partien durchstreifen sie alle Gebirgspässe, kein Fels ist ihnen zu steil, kein Wasser zu reißend, dabei schweben sie in beständiger Gefahr vor feindlichen Indianern, die sich ein Vergnügen daraus machen, solchen kleinen Partien aufzulauern, sie zu plündern und zu scalpiren. Jährlich fallen solche Opfer. Einer unserer Reisegefährten, der vor 9 Jahren mit ungefähr 160 Mann zum ersten Male in die Gebirge gegangen war, berechnete, daß von dieser Anzahl jetzt schon die Hälfte unter dem Tomahawk der Indianer geblieben sei. Diese tägliche Gefahr aber scheint auf die meisten eine magische Anziehungskraft auszuüben, nur ungern gibt ein Trapper sein gefährliches Handwerk auf, und eine Art Schweizerheimweh befällt ihn, wenn er vom Gebirgsleben in die Cultur zurücktritt. In Sitten und Gebräuchen haben die Trapper Vieles von den Indianern angenommen, viele derselben haben auch Indianerinnen zu Weibern. Ihre Tracht ist gewöhnlich von Leder, ihr Kopfhaar lassen sie meist lang wachsen. Die Stelle des Geldes vertreten Biberfelle bei ihnen, wofür sie in den Forts alle ihre Bedürfnisse eintauschen. Ein Pfund Biberfell wird gewöhnlich mit \$ 4 in Waaren bezahlt, die Waaren selbst aber werden zu enormen Preisen, s. g. Gebirgspreisen, verkauft. Ein Pint voll Mehl z. B. kostet einen halben bis einen Dollar, ein Pint Kaffeebohnen, Kakaobohnen oder Zucker jedes \$ 2, ein Pint verdünnter Alkohol (das einzige geistige Getränk in den Bergen) \$ 4, ein Stück Kautaback von der gemeinsten Sorte, den man gewöhnlich nach indianischer Manier mit Kräutern vermischt raucht, \$ 1 bis 2. Gen ehre und Ammunition, Biberfallen, Teppiche, Tücher und bunter Puz für die Squaws werden ebenfalls mit reichlichen Prozentsen verkauft. Auf dem jährlichen Rendezvons suchen sich die Trapper für die Beschwerden und Entbehrungen eines in der Wildniß verlebten Jahres zu entschädigen. Mit ihren haarigen Banknoten, den Biberfellen, können sie sich alle Luxusartikel der Gebirge verschaffen, und für einige Tage in Saus und Braus dahin leben. Da wird Kaffee und Cho-

kolate gebrant, die Pfeife wird Tag und Nacht hindurch brennend erhalten, der Alkohol geht im Kreise herum, und was auf diese Art nicht aufgehen will, wissen ihnen die Squaws abzulocken, oder wird im Kartenspiel verschleudert. Einzelne Trapper haben früher bei solchen Gelegenheiten oft \$ 1000 todtgeschlagen. Aber die Glanzperiode der Trapper scheint vorüber zu sein, weil sich durch die beständige Jagd die Biber schon sehr vermindert haben. Diese Abnahme im Biberfang machte sich auf dem diesjährigen Rendezvous durch ruhigeres Benehmen der Trapper bemerklich, Alkohol wurde wenig getrunken, gespielt fast gar nicht. Noch ein Jahrzehend vielleicht, und der originelle Trapper wird aus den Gebirgen verschwunden sein.

Nicht weniger interessant, wie die Trapper, waren mir die anwesenden Indianer. Es mechten einige Tausend sein. Ihre Zelte sind aus, auf beiden Seiten gegerbten und zusammengeinähten, Büffelhäuten gefertigt und kegelförmig auf ungefähr ein Duzend Stangen ausgespannt, die gegen einander gelehnt werden, und sich oben mit den Spitzen kreuzen. Vorn und oben läßt sich das Leder zurückschlagen, um Thür und Rauchfang zu bilden. Die Zelte sind gegen 12 Fuß hoch, haben am Boden 20 bis 30 Fuß Umfang, und gewähren gegen jedes Wetter hinreichenden Schutz. Ich besuchte viele Zelte, theils aus Neugierde, theils um Kleinigkeiten zu tauschen, und suchte mich durch Zeichensprache so viel als möglich verständlich zu machen. Ein Heer von Indianerhunden, die dem Wolf äußerst ähnlich sehen, belagert gewöhnlich den Eingang. Aus einigen Zelten ertönte Musik. Ein Virtuos schlug aus Leibeskräften auf eine Art kleiner Panke mit Schellen daran, und der Chor begleitete in sonderbaren monotonen Naturläuten, die große Hinnéigung zu Mollakorden zeigten. Ein ähnlicher herzbrechender Gesang führte mich zu einer Truppe Squaws, die mit dem, unter Indianern sehr beliebten Spiele „die Hand“ beschäftigt waren. Ein kleiner Gegenstand nämlich, ein Hölzchen z. B., wird unter den

im Kreis Herumsitzenden von Hand zu Hand gegeben, und Einer muß errathen, in wessen Hand es sich befindet. Während des Spieles singt der Chor beständig eine einförmige Barentanzmelodie. Der eigentliche Zweck aber ist, bestimmte Gegenstände auf diese Art auszuspielen, es ist ein Hazardspiel. Hier z. B. handelte es sich um einen Haufen Perlen und Corallen, der in der Mitte des Kreises lag. Männer und Weiber sind bei diesem Spiele so leidenschaftlich, daß sie oft Tag und Nacht dabei sitzen bleiben. Andere Gruppen von Weissen und Indianern waren im Tauschhandel begriffen. Die Indianer hatten vorzüglich gegerbte Häute, Mocassins, Stricke von Büffelleider oder Pferdehaaren geflochten, trocknes und frisches Büffel Fleisch zu verhandeln. Biberfelle hatten sie keine. Die Tauschartikel, die ihnen am meisten zusagten, waren Pulver und Blei, Messer, Tabak, Zinnober, Perlen, bunte Tücher, Taschenspiegel und allerhand Zierathen. Ehe der Indianer handelt, verlangt er erst alles zu sehen, was man ihm bieten kann. Ist etwas dabei, was ihn anzieht, so bringt er auch seine Waaren hervor, er bemerkt aber sehr bald, wie viel oder wenig dem Käufer daran liegt. Hat er selbst keine Lust, etwas zu veräußern, so beharrt er halbschamig darauf, wenn man ihm auch den zehnfachen Preis dafür bietet. Alle Pelzwaaren, die man von Indianern kauft, muß man, wofern man nicht „lästige Einquartirung“ erhalten will, gut ausklopfen und lüften. Die Indianer, an jede Art von Unreinlichkeit gewöhnt, scheinen gegen gewisse kleine Handthiere eine besondere Vorliebe zu hegen, und sie sogar als Lackerbissen zu betrachten. So z. B. sah ich öfter, wie ein altes Mütterchen sich mit ihrem grauen Ehegemahl vor dem Zelte sammelte und ihm eifrig die schwere Cavalerie vom Kopfe suchte. Ebenso behende aber, als die Finger die Gefangenen ergriffen, wurden sie auch zum Mund geführt und die unglücklichen Geschöpfe lebendig dahin begraben. *Chaucun à son gout !*

Das Rendezvous dauert gewöhnlich eine Woche lang, dann ge-



hen die verschiedenen Particen jede nach ihrer Bestimmung ab, und die Ebene, die heute noch von wilder Musik ertönte, in der es von Menschen beider Farben, von Pferden und Hunden wimmelte, sinkt morgen wieder in ihre alte Stille zurück, nur hin und wieder vom dumpfen Gebrülle der Büffel und dem Heulen der Wölfe unterbrochen. Bis jetzt hatte ich noch keinen bestimmten Plan gehabt, wie weit ich meine Reise ausdehnen wollte. Die Pelzcomp., der wir uns bisher angeschlossen hatten, beabsichtigte, noch einige Wochen in der Umgegend zu rasten und mit einem Transport von Pelzen dann auf demselben Wege, den wir heraufgekommen waren, nach der Grenze von Missouri zurückzukehren. Der größte Theil meiner übrigen Reisegesellschaft aber hatte vor, nach dem Columbiafluß, einige auch, von dort aus nach Californien zu gehen. Letzter Plan sagte mir namentlich zu. Ich gedachte, in einigen Monaten am Columbiafluß zu sein, im Herbst noch nach Californien zu gehen, dort zu überwintern, und im Frühjahr über Santa Fé wieder nach den Ver. Staaten zurückzukehren. Ich schloß mich daher dieser Partie an. Die Temperatur war in den letzten Tagen um Mittag ziemlich hoch, die Nächte dagegen kühl gewesen, und ich fühlte mich zum ersten Mal etwas unwohl, doch nicht so bedeutend, daß es mich vom Weiterreisen abgehalten hätte. Der schwierigste Theil unserer Reise, der Uebergang über die Hauptkette der Gebirge, lag vor uns. Bis ins Green's River-Thal war schon Captain Bonnevill mit Wagen vorgeedrungen, über die Gebirge selbst aber damit zu passiren, ist meines Wissens noch kein Versuch gemacht worden, sondern man bedient sich zur Fortschaffung des Gepäcks immer der Pferde und Maulthiere.

---

## // Zwölfte Skizze.

Der Uebergang über die Gebirge. — Der  
graue Bär.

Am 10. Juli verließen wir den Green-River und das Rendezvous. Unsere Gesellschaft bestand außer den früheren Reisegefährten, aus Captain Armedinger, dem Agenten der Hudsonbay-Compagnie in Fort Hall am Snake-River, der mit ungefähr einem Duzend seiner Leute das Rendezvous besucht hatte, aus einigen Viberfängern, die ihrem Handwerk wieder nachgehen wollten, und einigen Hundert Indianern, meistens Flatheads, die in ihre Heimath über die Gebirge zurückkehrten. Der gemischte Zug sah in der That originell genug aus. Die Bewohner einer großen Stadt würden viel darum geben, eine solche Caravane einmal durch ihre Straßen ziehen zu sehen. In bunter Verwirrung jagten Weiße und Rothe, Squaws und Kinder an einander vorüber. Die Männer ließen ihre Augen nach Wild umherschweifen, und so wie sich eine scheue Antilope sehen ließ, stürzte eine ganze blutgierige Bande auf sie los, um nach einiger Zeit, meist unverrichteter Sache, zurückzukommen. Die Squaws, denen das Packen obliegt, rasselten bald mit den langen Zeltstangen an uns vorüber, bald hielten sie, um anders zu packen, Kräuter und Wurzeln zu sammeln, oder ihre kleinen Säuglinge zu beruhigen. Die Lage der letzteren war nicht gerade die angenehmste zu nennen. Die Indianerinnen stecken ihre Säuglinge nämlich in ein Gehäuse von Büffelleider, was aus einem länglichen Stück Leder mit einem Vorsprung für die Füße besteht, worauf der kleine Weltbürger ausgestreckt wird, und einem bogenförmigen, auf beiden Seiten befestigtem Oberleder, was den ganzen Körper vom

Hals bis zu den Füßen einschließt; bloß der Kopf ist unbedeckt und ragt frei aus dem Kästchen heraus. Der Anblick dieser kleinen Creaturen erinnert unwillkürlich an die Figur der ägyptischen Mumien. Beim Gehen wird das Pappousenkästchen nebst Inhalt auf den Rücken geworfen, und mit einem Riemen um die Stirn oder die Brust der Mutter befestigt. Beim Reiten aber wird es auf die Seite vom Sattel gebunden, und das Köpfchen des Säuglings nicht dann den Takt zum Trab oder Gallop des Pferdes. Ist das Kind im Stande, allein zu sitzen, so wird es aus seiner Gefangenschaft befreit und, in eine Büffelhaut gewickelt, aufs Pferd gebunden. Das erste, was es greifen lernt, ist der Zügel und die Peitsche. Es ist demnach kein Wunder, daß die Indianer alle geborne Reiter sind, und die Squaws gewöhnlich besser im Sattel sitzen, wie die weißen Männer. Die Richtung, die wir nahmen, um die Gebirge zu passiren, war anfangs südwestlich, später nordwestlich. Die vor uns liegende Kette, die wir zu überschreiten haben, ist weit niedriger, als die Windriver-Gebirge. Keine Gletscher ragen mehr aus ihr hervor, sondern nur hin und wieder findet man kleine Schneelager, die im Spätsommer wahrscheinlich ganz wegschmelzen; auch die kahlen, abgerissenen Formen sind verschwunden, und an ihre Stelle tritt ein gleichmäßiger, zusammenhängender, dicht bewaldeter Gebirgszug mit engen Thälern und Schluchten, durch welche sich kühle Gebirgswässer drängen. Dieser Gebirgszug zieht sich in ziemlich gerader Richtung von Norden nach Süden, bildet südlich einen spitzen Winkel, und zieht sich dann nordwestlich zwischen Bearriver und Snakeriver wieder hinauf. Von der östlichen Abdachung dieses Gebirges entspringen verschiedene Bäche, die sich alle in den Greenriver ergießen, von der nordwestlichen kommen die Gewässer, welche dem Bearriver zufließen. In der östlichen Abdachung des Gebirges gingen wir gegen 80 Meilen südwestlich herab, und durchschnitten dann obengenannten spitzen Winkel, um zu der nordwestlichen Abdachung zu gelangen. Den ersten Tag leg-

ten wir bloß gegen 8 Meilen zurück, wir gingen über den Horse-  
creek und lagerten uns am Leadcreek. Dieser Weg führte über Hoch-  
ebene nach den Gebirgen zu. Auch den andern Vormittag noch hat-  
ten wir ähnliches Terrain, des Mittags aber erreichten wir einen,  
von steilen Anhöhen begrenzten kleinen Wiesenrund, durch den  
sich ein rauschender Bach mit kühlem Wasser schlängelt. Von jetzt  
an hatten wir uns durch waldiges Gebirg durchzuwinden. Wir  
gingen meistens, dem Lauf von Bächen folgend, in engen Thals-  
schluchten fort, an deren abschüssigen Rändern die Thiere einzeln  
in langgezogener Reihe hinaufklettern hatten. Zu beiden Seiten er-  
hoben sich waldige, oft sehr steile Anhöhen, mit uralten Kiefern  
und Cottonbäumen bewachsen. Zumeilen auch hatten wir über die  
Berge selbst mitten durch dichten Kiefernwald zu klimmen, um von  
einer Thalschlucht in die andere zu gelangen. Die Gebirgsforma-  
tion war fortwährend primitiv, namentlich findet man viel Basalt,  
und hin und wieder auch schon Spuren derselben Lava, die wir spä-  
ter in großen Klächen beobachteten. Die Vegetation war ziemlich  
üppig, eine Menge wilder Glachs fiel mir namentlich auf. Die  
Scenerie war meist wild und romantisch, aber ich war unfähig, ih-  
re Schönheiten zu genießen. Am Greenriver schon hatte ich mich  
nämlich etwas unwohl gefühlt. In der Hoffnung, durch die Reise  
bald wieder hergestellt zu sein, hatte ich bis jetzt versäumt, von den  
Arzneien, die ich bei mir hatte, Gebrauch zu machen. Aber die Er-  
scheinungen verschlimmerten sich, ich fürchtete, ein heftiges Gallen-  
fieber zu bekommen, und sah mich daher bald genöthigt, das Ver-  
säumte nachzuholen. Am vierten Tage fühlte ich mich so matt,  
daß ich mich des Nachmittags kaum auf dem Pferde halten konnte.  
Ich ließ den ganzen Zug daher passiren, band meine Thiere an und  
warf mich unbekümmert, was aus mir werden sollte, auf die Erde.  
Eine ungeheure Gleichgültigkeit hatte sich meiner bemächtigt. Die  
ganze Nation der Blackfeet hätte mich umschwärmen können, ich  
würde mich nicht von der Stelle gerührt haben. Ich verfiel bald

in einen fieberischen Schlaf. Mein getreuer Hund (ich hatte einen jungen deutschen Hühnerhund bei mir), der mich bei der Caravane vermißte, kam unterdessen zu mir zurück. Als ich erwachte, war die Sonne schon am Untergehen. Mein Maulthier hatte sich losgerissen und das Gepäck abgeworfen, war aber noch in der Nähe. Ich fühlte mich etwas stärker, packte wieder und ging den Spuren der Caravane nach. Ich war einige Meilen weit geritten, als mir einer meiner Reisegefährten, die indessen das Nachtlager aufgeschlagen und mich dort erst vermißt hatten, entgegenkam. Das Lager war ungefähr noch 3 Meilen entfernt, wir erreichten es des Abends, nachdem wir vorher noch einen grauen Bär gesehen hatten, der vor uns die Flucht nahm. Das Lager befand sich an Smith's Fork, dem ersten Wasser auf der nordwestl. Abdachung, deren Richtung wir von jetzt an verfolgten. Das Terrain blieb im Wesentlichen dasselbe. Fortwährend hatten wir dichte Kieferwäldungen um uns, die Cottonbäume aber waren verschwunden. Am 5te Tage erreichten wir Thomas Fork, an dessen Ufer sehr reines, wohlschmeckendes Kochsalz in ungeheurer Menge lag. Die meisten von uns nahmen sich einen Vorrath davon mit. Solche Lagen von Kochsalz sollen an mehreren andern Stellen der Gebirge vorkommen; dies edelste aller Gewürze ist deshalb in den Gebirgen nicht sehr theuer. Den andern Mittag erreichten wir Tulliek's Fork, auf dem Wege dahin wurde ein grauer Bär geschossen. Da dies gefürchtete Thier noch öfter der Gegenstand unserer Reiseabentheuer sein wird, so will ich hier einige Bemerkungen über ihn beifügen.

Der graue Bär (grizzly bear, *Ursus Horribilis*, ORN.) zeichnet sich vor dem übrigen Bärengeschlecht durch das beinahe gradlinige Profil seines Gesichtes und durch seine längern Krallen aus. Sein am Vorderkopf kurzes, am übrigen Körper sehr langes und dichtes Haar zeigt eine eigenthümliche Mischung von weiß, braun

und schwarz mit vielerlei Varietäten. Die Ohren sind kurz und abgerundet, die Stirn etwas convex. Die Augen sind sehr klein. Der kurze Schwanz ist in den langen Zotten verborgen. Die gebogenen Krallen sind 3 bis 5 Zoll lang. Die ganze Länge des ausgewachsenen Thieres beträgt gegen 10 Fuß, seine Höhe 3 bis 4 Fuß, sein Gewicht 7—800 Pfund. Er kann nicht Bäume erklettern wie der schwarze Bär, besitzt aber eine furchtbare Stärke und Gewandtheit. Er schleppt oft ganze Büffel eine Strecke weit fort, und läuft beinahe so schnell, wie ein Pferd. Er lebt theils von Fleisch, theils von Früchten und Wurzeln. Er kommt mehr auf der östlichen, als westlichen Seite der Felsengebirge vor. Wenn er hungrig ist, oder gereizt wird, so fällt er alles an, was ihm in den Weg kommt, ein Schlag mit seiner Laxe ist hinreichend, einen Menschen zu Boden zu strecken. Sonst aber flieht er vor dem Menschen, und setzt sich bloß zur Wehre, wenn er verfolgt wird. Mit solchen Eigenschaften ausgerüstet, ist es kein Wunder, daß er der Schrecken der Jäger ist. Ein Schuß durchs Gehirn oder durchs Herz kann ihn zu Boden strecken, an andern Stellen aber verträgt er viele Wunden. Ist er bloß verwundet, so greift er gewöhnlich seine Gegner wüthend an. Ein guter Jäger schießt daher nicht eher, als bis er ihn auf 10 bis 20 Schritte nahe hat. Wenn die Weibchen trächtig sind, so leben sie sehr zurückgezogen, so daß ich noch von keinem Jäger gehört habe, eine trachtige graue Bärin geschossen zu haben. Das Fleisch des grauen Bären ist sehr wohlschmeckend. Auf dem Rücken findet sich dichter, weißer, gegen eine Hand hoher Speck. Der graue Bär, der uns hier aufstieß, war noch ein junges Thier. Die Hunde der Indianer entdeckten ihn im Gebüsch, er blieb aber standhaft darin. Die Indianer umringten ihn zu Pferde und schossen nach ihm, so wie er aber eine drohende Stellung annahm, jagten sie alle davon. Die Hunde schienen jedoch seine Wuth zu bezähmen, er verließ sein Versteck nicht. Einer unserer Jäger näherte sich ihm endlich auf 10 Schritte und streckte ihn mit einer Kugel zu Boden.

Von Tulliek's Fork aus öffnete sich wieder freies Land vor uns. Der westliche Abhang der Felsengebirge ist so wenig, wie der östliche, durch tiefe Thäler gebildet, sondern geht unmerklich in weite Hochebenen über. Ueber baumlose, ziemlich ebene Prairie, in der wilder Flachs besonders üppig wuchs, gingen wir Nachmittags noch bis zum Bear river und lagerten uns dort. Der Bear-River entspringt von den Kutaw Mountains, einer südlichen Kette der Gebirge, zieht sich in einem halben Bogen erst nordwestlich hinauf, dann südwestlich wieder herunter, und fließt in den großen Salz-See (auch Lake Bonneville genannt). Er ist ein klarer, weder sehr breiter, noch tiefer Fluß, seine Ufer sind meist mit Weiden bewachsen. Meine Krankheit hatte sich während der Zeit ziemlich gebrochen, nur fühlte ich mich noch mehrere Wochen lang sehr matt. Mehrere andere von unserer Gesellschaft fühlten sich ebenfalls unwohl, woran die heißen Tage und kühlen Nächte, das Trinken des kalten Gebirgswassers und das getrocknete Fleisch, was wir in Ermangelung des frischen zu essen hatten, schuld sein mochten. Ein zeitig gereichtes Brech- oder Abführmittel führte aber gewöhnlich schnelle Besserung herbei.

Am 7ten Tage gingen wir auf ziemlich ebenem und freiem Wege an dem rechten Ufer des Bear-River hinauf und schlugen des Abends unser Lager wieder an ihm auf. Unser Nachtlager war ein zu anziehender Punkt, um hier flüchtig darüber weg zu gehen, denn wir befanden uns an einem der merkwürdigsten Orte in den ganzen Gebirgen, — an dem jedem Gebirgsreisenden so wohlbekannten Beer-Spring. .

---

## Dreizehnte Skizze.

Der BEER-SPRING. — Reise nach FORT HALL.

Wie es Menschen gibt, deren Ausdruck uns durch ein gewisses Etwas, was wir empfinden, aber noch nicht klar verstehen, auf den ersten Blick fesselt und für sie einnimmt, so ist es auch mit manchen Gegenden der Fall. Von einem ähnlichen Eindruck wurde ich bei dem ersten Anblick des s. g. Beer-Spring ergriffen. Ich habe schönere und erhabnere Naturscenen gesehen, aber noch keinen heimlicheren Ort gefunden, auf den die Natur von ihrer ewigen Ruhe so viel ausgegossen hätte, wie auf dies friedliche, mitten aus den Trümmern früherer Revolutionen hervorgegangene, Thal. Von Lavabänken umringt, sprudeln unzählige Mineralquellen aus dem ausgebrannten Boden hervor, ein anmuthiges Cederwäldchen ladet den müden Wanderer in seinen Schatten ein, und der klare rauschende Bear-River rollt Welle um Welle an dem Thale des Friedens vorüber.

Wir näherten uns dem Thale am 7ten Tage, nachdem wir den Greenriver verlassen hatten, (am 16. Juli) von Osten her. Der Weg dahin war mit einzelnen Stücken Lava überstreut und überzeugte uns, daß wir uns am Anfang der s. g. großen Lava-Ebene befanden, die sich vom Bearriver aus gegen 100 Meilen weit in nordwestlicher Richtung über den Snake river ziehen soll. Diese Lava besteht aus grauschwarzen, porösen, sehr schweren und harten Stücken von sehr verschiedener Größe, die zuweilen bloß in flachen Lagen den Boden bedecken, zuweilen aber auch in 10 bis 15 Fuß hohen und mehren 100 Fuß langen Wänden, die auf der einen



Seite vertikal herablaufen, auf der andern im Niveau mit dem Boden sind, und aus zusammenhängenden Stücken derselben Masse bestehen, gefunden wird. Nirgends in der Gegend konnte ich fraterähnliche Berge erblicken, deren erloschener vulkanischer Thätigkeit diese Produkte früherer Jahrhunderte zugeschrieben werden könnten, sie scheinen vielmehr von sogenannter Erdbrände entstanden zu sein. Die Gegend des Beersprings bildet einen Hauptpunkt dieses durch Erdbrände verschlackten Landes, ich habe wenigstens diese Erdschlacken in flachen Lagen sowohl, wie in ganzen Wänden nirgends häufiger und charakteristischer gefunden. In der Nähe des Beersprings ist der Lavaboden mit einer sehr weißen Thonerde überzogen. Von einem aus dieser Erde geformtem Hügel, dem white clay hill, entspringt ein sehr klarer, frischer Bach, der sich in den Bearriver ergießt. Eine halbe Meile davon ungefähr befindet sich der quellenreiche Thalgrund. Er liegt im 44ten Grade nördlicher Breite und 109ten Grade westl. Länge an dem östlichen Ufer des Bearriver. Seine Form ist amphitheatralisch; nach Süden wird er durch den von Osten nach Westen laufenden Bearriver und eine gegenüberliegende, mit Kiefern bewachsene, Hügelfette begrenzt, auf den drei übrigen Seiten wird er von einer Kette kleiner sandiger kegelförmiger, theils nackter, theils mit Kiefern und Cedern bekränzter Hügel, die sich im Halbkreis herumziehen, eingeschlossen. Das dazwischen liegende Thal hat eine halbe bis eine Meile im Durchmesser und ist zum größten Theile mit einem Cederwäldchen bedeckt. Diese immergrüne Ceder (*Juniperus virginiana*) ist die nämliche, die auch in den östlichen Theilen der Ver. Staaten vorkommt, sie findet sich bloß auf sandigem Boden, in niedrigen Gebirgszügen und an dem Abdachungen der höhern Gebirge. Sie wächst mehr in Dicke und Breite als Höhe und steht, obgleich sie in ganzen Wäldchen vorkommt, doch nicht dicht beisammen. Von den Reisenden sind leider schon viele Bäume dieses Wäldchens umgehauen und verbrannt worden, durch den gänzlichen Ruin desselben würde das

Thal eine seiner schönsten Zierden verlieren. Wir kamen des Nachmittags in dem Thale an. Ich schlug mein Lager unter einer alten Eeder, nahe an einer der Quellen auf, die den Boden hier durchbrechen. Ermattet von der Last und Hitze des Tages labten wir uns alle an dem köstlichen Tranke. Es war ein kühles perlendes Wasser mit schwachem Stahlgeschmack und belebenden und erheiternenden Wirkungen aufs Nervensystem. So weit ich ohne chemische Analyse es bestimmen konnte, ist es ein Eisensäuerling mit reichlicher Kohlensäure und schwachen salinischen Beimischungen. Ein kleiner Zusatz von Zucker und Weinsäure macht es schnell aufbrausen, im ruhigen Zustande aber entweicht die Kohlensäure in kleinen Perlen. Dies Perlen und Aufbrausen hat' dem Wasser die profaische Benennung des Beerspring erworben, indem man den Ausdruck Beer gemeinhin für jede aufbrausende Flüssigkeit braucht. Die Quellen kommen entweder vereinzelt in senkrechten, runden, ungefähr einen Fuß im Durchmesser haltenden und einige Fuß tiefen Oeffnungen aus der Erde hervor, oder viele derselben bilden auch ein gemeinschaftliches Bassin. Ihr Wasser scheint in allen dasselbe zu sein. An den Rändern der Oeffnungen ist gewöhnlich rothbrauner Eisenoxyd angesetzt, und verschiedene Kalkformationen und Petrefakten befinden sich in ihrer Nähe. Der Grund der Quelle ist schlammig. Ihr Niveau scheint in allen gleich zu sein. Sie haben keinen äußern Abfluß, stehen aber offenbar in unterirdischer Verbindung sowohl mit einander, als mit dem nahen Bearriver. Denn selbst mitten im Fluß steht man eine Menge solcher Quellen emporprudeln, und die Steine am Ufer, die von diesen kleinen Fontainen bespült werden, sind ebenfalls mit einer rothbraunen Kruste überzogen. Verschiedene, vor der Sonne geschützte Quellen, die ich mit dem Thermometer untersuchte, zeigten alle 54 Grad F., während die Luft im Schatten 76 hatte. Besondere Erwähnung verdient hier noch eine warme Quelle, die sich einige tausend Schritte weit unterhalb, hart am Flusse, befindet. Die

Quelle kommt dort aus einem Kalksteinblock hervor, den sie im Lauf der Zeit wahrscheinlich selbst gebildet hat. Das Wasser springt grüßdick in stoßweisen Absätzen hier hervor, und fließt über den Felsen, der mit Eisenoxyd und weißen Salzkry stallen überzogen ist, in den Fluß. Bei einer Lufttemperatur von 76 Gr. F. zeigte das Wasser 84. Sein Geschmack war dem der kalten Quellen ähnlich, nur schwächer. Ungefähr 6 Faß davon befanden sich zwei kleinere Oeffnungen, von denen die eine verschüttet, die andere aber noch offen ist. Aus der letztern strömt, ebenfalls stoßweise, doch nicht gleichzeitig mit dem Wasserstrahl, ein mit Wasserdunst vermischtes Gas unter puffendem Geräusch hervor. Das Gas hat einen etwas stechenden und betäubenden Geruch, einige meiner Reisegefährten hielten es für schwaches Schwefel-Wasserstoffgas, mir schien es bloß kohlensaures Gas zu sein. Das puffende Geräusch hat täuschende Aehnlichkeit mit dem bekannten Ton der Dampfmaschinen, weshalb die warme Quelle auch unter dem Namen des Steamboat's bekannt ist.

Gern hätte ich längere Zeit in diesem höchst interessanten Thale verweilt, aber meine weniger enthusiastischen Reisegefährten drängten zur Weiterreise, und so verließen wir es schon am nächsten Morgen. Auf unserer sieben-tägigen Reise vom Greenriver bis zum Beerspring hatten wir nahe an 200 Meilen zurückgelegt. Viele Indianer, denen wir zu schnell reisten, waren zurückgeblieben. Hier theilte sich unsere Reisegesellschaft von Neuem. Der größte Theil derselben nämlich ging nordwestlich nach dem 50 bis 60 Meilen entfernten Fort Hall am Snake-River, und ein Duzend andere ungefähr wandten sich nördlich, um zu jagen, und mit den neuen Fleischvorräthen dann ebenfalls nach Fort Hall zu gehen. Letztere Parthie bestand aus meinen alten Reisegefährten, die nach dem Columbiafluß zu gehen beabsichtigten; ich schloß mich daher ihnen an. — In den Gebirgen selbst hatten wir, einige graue Bären ausge-

nommen, gar kein Wild gesehen, und daher meist von dem getrockneten Fleisch, was wir von den Indianern auf dem Rendezvous gekauft hatten, gelebt. Die beabsichtigte Reise nach dem Columbiafluß aber, nach dem wir eine weite, unfruchtbare, sandige Hochebene zu passiren hatten, machte neue Fleischvorräthe nothwendig und bestimmte uns zu diesem seitlichen Absteher. Die Gegend um den Beerspring ist nicht reich an Wild, etwas nördlicher jedoch, nach dem Snake-River zu, hofften wir mehr zu finden. Der Führer unsrer kleinen Parthie war Mr. Richardson, ein erfahrener Gebirgsmann, der uns vom Anfang der Reise an begleitet hatte. Am 17. Juli verließen wir den Beerspring. Zwischen Bear-River und Snake-River zieht sich ein unbedeutender Gebirgszug hin, die Fortsetzung desjenigen, an dessen nordwestlicher Abdachung wir herabgekommen waren. Zwei kleine Flüßchen, Grey-Creek und Blackfoot-Creek, entspringen von ihm und fließen nordwestlich nach dem Snake-River. Wir überschritten diesen Gebirgszug, und laßten in dem Winkel zwischen den dreigenannten Wässern, bald in nordöstl., bald in nordwestl. Richtung. Am ersten Tage stießen uns bloß einige scheue Antilopen auf, am zweiten aber erblickten wir zwei Büffel und erlegten einen davon. Das Terrain war hügelig, der Boden sandig, Wild spärlich. Drei Tage lang blieben wir an einem kleinen Bache liegen, während einige von uns auf die Jagd ausgesandt wurden. In dieser ganzen Zeit wurden bloß drei Büffel, ein Büffelfalb und ein grauer Bär geschossen. War mir je ein Aufenthalt langweilig gewesen, so war es dieser. Die Umgebung war traurig öde, bloß hungrige Raben fräçzten wie zur Verhöhnung um uns her, und da die Gegend sehr häufig von den Blackfeet durchstreift wird, so mußten wir uns so still, wie möglich verhalten. Niemand durfte ein Gewehr abfeuern, Niemand auf die Jagd gehen, als die regelmäßig ausgesandten Jäger. Am 7ten Tage endlich brachen wir wieder auf. Ich fühlte eine Gentnerlast von meinem Herzen, als ich wieder zu Pferde saß und

die naheimliche Gegend hinter mich bekam. An demselben Tage erblickten wir in der Ferne die so gen. drei Butes, drei, nördlich vom Snake-River gelegene, sehr steile und weit gesehene Gletscher, und das sandige Snake-River Thal breitete sich vor uns aus. Am Sien Tage gingen wir über den Hlaekfoot-Creek, verfolgten seinen Lauf eine Zeitlang, und campirten am Sien T-ge endlich in der Nähe des Snake-River, ungefähr 8 Meilen unterhalb Fort Hall. Den nächsten Tag (am 26. Juli) ritt ich mit einigen andern nach dem Fort.

## Vierzehnte Skizze.

Der Columbiafluß. — Die Hudson's Bay  
Compagnie.

FORT HALL liegt am linken Ufer des Snake River zwischen der Einmündung des Blackfoot- und des Portneuf-Creek. Es wurde 1833 von Capt. Wyeth erbaut, und einige Jahre später, als er die Gebirge verließ, von ihm an die Hudson Bay Compagnie verkauft, in deren Besitz es bis jetzt geblieben ist. Es ist der südlichste Posten, den diese englische Compagnie in das Oregon Territorium der V. St. vorgeschoben hat. Das Fort liegt hart am Fluß und bildet ein viereckiges, kasernenähnliches Gebäude von ungefähr 80 Fuß Breite und Länge. Die Bauart ist im wesentlichen dieselbe, wie die von Fort Karami, nur sind die 10 bis 12 Fuß hohen Mauerwände, statt von Holz, hier von lehmigen Backsteinen aufgeführt. Eine kleine Kanone steht im Hofraum. Das Fort besitzt viele Pferde und 6 Kühe. Die ganze Mannschaft desselben bestand aus 6 Mann, wovon 2 Sandwichsinsulaner und 1 Deutscher. Die Clerks des Forts waren Hr. Armediinger und Hr. Walker. Erstern hatten wir schon auf dem Neudegodus als jovialen Gesellschafter kennen lernen, beide zeigten sich gegen uns sehr zuvorkommend und bildeten dadurch einen angenehmen Contrast mit dem oft barschen Benehmen der Agenten in amerikanischen Forts. Am ersten Tag unserer Ankunft wurden wir zu einem Abendessen im Fort eingeladen, das man im civilisirten Leben sehr frugal nennen würde; in dieser Wildniß aber aus den köstlichsten Gerichten bestand, die wir seit unserer Abreise gekostet hatten, nämlich Bröb, Butter, Milch, getrocknetem Büffelfleisch und Thee mit Rum. Die hat mir

eine mit allen Feinheiten der Gourmandie besetzte Tafel in Paris besser geschmeckt, als dies ländlich = üppige Mahl in der Sandsteppe am Snakeriver. Da wir vorhatten, wenigstens acht Tage hier zu bleiben, um unsere Thiere sich erholen zu lassen, und uns selbst auf die beschwerliche Reise nach dem Columbia vorzubereiten, so benutzte ich die Zeit, um Erkundigungen über die Hudsonbay Compagnie und das Kapit am Columbiaflusse einzuziehen, deren Resultat ich hier mittheile:

Der Snakeriver (Pewiſſeriver) entspringt von der westlichen Abdachung der Hauptkette der Felsengebirge und fließt in nordwestlicher Richtung gegen 800 Meilen weit, bis wo er sich mit dem, von N. D. kommenden Clarke's River zum Columbiafluß vereinigt, der sich nach einem westlichen Laufe von 200 Meilen schon in's Stille Meere ergießt. Der Snakeriver fließt durch eine sandige Hochebene, in der fast gar kein Wild und nur spärliches Futter für die Thiere zu finden ist. Gegen 100 Meilen vom Columbiafluß durchbricht er eine seitliche Kette der Felsengebirge, die blue mountains. Der Fluß ist sehr reißend, wird durch viele Wasserfälle unterbrochen, die etwas unterhalb Fort Hall beginnen, und hat so stette Basaltufer, daß man oft lange Zeit an ihm hingehen muß, ehe man einen Platz zum Wassertröpfen findet. Unterhalb der Fälle, in der Nähe des Columbiaflusses wimmelt er von Fachsen, die von den Indianern zu Tausenden mit dem Speer getödtet und, getrocknet, aufbewahrt werden. Bis man in diese Gegend gelangt, muß man mit einem guten Vorrath trockenen Fleisches versehen sein, wenn man nicht ähnlichem Ungemach ausgesetzt sein will, wie Hr. Hunt auf seinem denkwürdigen Zuge dahin. Die weite Snakeriver Ebene enthält im Ganzen genommen unfruchtbares Land. Das Klima darin ist mäßig warm, die Sommer sind durch ihre große Trockenheit ausgezeichnet, viele Monate hindurch fällt weder Thau noch Regen, die Winter sind ziemlich kalt, der Schnee liegt oft mehrere Fuß hoch. Westlich vom Snakeriver erheben sich mehrere steile Gebirgszüge mit vie-

len Gletschern, die das Land von Californien und dem Stillen Meere scheiden. Der direkte Weg dahin ist wegen dieser Gebirge äußerst schwierig, selbst unbeladene Maulthiere sollen sie nur mit Mühe übersteigen. Man macht deshalb lieber, um von hier nach dem obern Californien zu gehen, den Umweg nach dem Columbiafluß. Die Entfernung von Fort Hall bis zum Columbiafluß wird auf 600 Meilen angeschlagen. Ein zweites, der Hudsonbay Comp. gehöriges Fort liegt am Einflusse des Poissé in den Snakeriver. Das erste englische Fort am Columbiafluß ist Wallawallah, 9 Meilen unterhalb des Snakeriver. Das Hauptfort der Hudsonbay Comp. aber ist Vanconver, am rechten Ufer des Columbia, gegen 90 Meilen von dessen Mündung. Ausserdem existirt noch ein Fort am Clarkesriver, Fort Colleville, und mehre andere von weniger Bedeutung an verschiedenen kleinen Flüssen, die sich in den Columbia ergießen. Diese Forts sind ähnlich wie die amerikanischen gebaut, bloß auf Vertheidigung gegen Indianer berechnet, und ohne militärische Besatzung. Fort George, das ehemalige Astoria, an der Mündung des Columbia, besteht jetzt bloß aus einem Blockhaus und ist von 3 bis 4 Mann besetzt, welche die Ankunft von Schiffen zu beobachten und sie zu lootsen haben. Der Columbiafluß scheint schon den spanischen Seefahrern bekannt gewesen zu sein. Die Ehre der ersten authentischen Entdeckung desselben gebührt Capitain Robert Gray von Boston, der unter der Flagge der Ver. St. im Mai 1792 ihn entdeckte, 15 Meilen auf ihm hinauffuhr, und ihm den Namen seines eigenen Schiffes, Columbia, beilegte. Zwei Vorgebirge bilden den Eingang zum Columbiafluß, nördlich Cape Disappointment, südlich Cape Adams. Die Einfahrt wird durch eine zwei Meilen weit von Norden nach Süden laufende Sandbank, die an manchen Stellen nur 4 1/2 Faden hat, erschwert, doch befindet sich daneben ein zwar schmaler, aber hinreichend tiefer Canal. In den ersten 10 Meilen ist der Columbiafluß ungefähr 4 Meilen breit, weiter hinauf bis Vanconver im Durchschnitt eine Meile. Er ist ein



tiefer, wasserreicher Fluß. Schiffe, die bloß 14 Fuß tief gehen, können gegen 125 Meilen auf ihm hinauffahren, von da aber beginnt eine Reihe von Wasserfällen, die für Fahrzeuge keiner Art zu passiren sind, und deren Hinwegschaffung unverhältnißmäßig große Summen kosten würde.

Das Land am Columbiafluß ist in neuester Zeit oft als ein westliches Paradies geschildert worden. Das Wahre an der Sache ist, daß der Boden allerdings sehr fruchtbar und für den Anbau von Weizen, Gerste, Hafer, Reis, Bohnen, Kartoffeln, Äpfeln, Taback etc. sehr geeignet ist, daß aber in Illinois und Missouri sich eben so gute Strecken Landes finden. Der Columbiafluß selbst hat ausserdem bloß kleine, Ueberschwemmungen ausgesetzte Flußthäler, und die Flußthäler der kleinen Gewässer, die sich von Norden und Süden in ihn ergießen, sind darum noch vorzüglicher. Eine der fruchtbarsten Strecken ist das Land am Wallamette, der sich von Süden nach Norden in den Columbia ergießt. Unmittelbar an der Seeküste ist das Land am schlechtesten. Die vorherrschenden Holzarten sind Weißeiche und Kiefern. Wild ist selten, Fische aber, namentlich Lachse, hat man in Ueberfluß. Das Klima ist im Sommer ungefähr wie im mittlern Theile der V. St., die Sommer sind durch ihre Trockenheit ausgezeichnet, weshalb Welschkorn nur schlecht gedeiht. Im Winter hat man selten Frost und Schnee, von Oktober bis April aber fast beständigen Regen, wobei das trockene Gras wieder frisch und grün wird. Im Januar schon bestellt man gewöhnlich die Felder. Diese milden Winter machen das Land zu einem der geeignetsten für Viehzucht, kein Theil der V. St. soll es darin übertreffen. Pferde, Rindvieh und Schaafe, — weniger Schweine, — gedeihen hier ausnehmend und vermehren sich unglaublich schnell. Das Land am Wallamette ist auch hierin ausgezeichnet. Die Niederlassung in Vancouver ist bis jetzt die größte am Columbiaflusse. Das Fort ist ein viereckiges Gebäude von 2 bis 300 Fuß Tiefe und Länge. In der Mitte stehen die verschiedenen

Werkstätten, die Arbeiter aber wohnen meist außerhalb des Forts in kleinen Blokhütten. Die im Dienste der Hudsonbay Compagnie stehenden Leute, meistens Canadier, belaufen sich auf ungefähr 200, und da sie größtentheils mit Indianerinnen verheirathet sind, so läßt sich die ganze Seelenzahl von Vancouver auf 7 bis 800 anschlagen.

Das Fort hat in der Nähe eine Farm angelegt. 1837 waren gegen 3000 Ac. davon in Cultur, deren Ertrag war: 8000 Bushel Weizen, 5500 Bushel Gerste, 6000 Bushel Hafer, 9000 Bushel Erbsen und 4000 Bushel Kartoffeln. Der Viehstand betrug in demselben Jahre gegen 1000 Stück Rindvieh, 700 Schweine, 200 Schaafe, 500 Pferde und 40 Joch Zugochsen. Sie haben außerdem eine große Dreschmaschine, eine Distillerie und eine Mahlmühle. Eine Sägemühle, die täglich 3000 Fuß schneidet, und wobei 28 Mann und 10 Joch Ochsen beschäftigt sind, liegt 6 Meilen von Vancouver an einem kleinen Fluß, der sich in den Columbia ergießt. Ihre überflüssigen Produkte, namentlich Mehl und Bretter, führt die Hudsonbay Compagnie nach den Sandwichsinseln und Californien aus. Für 1000 Fuß Bretter erhalten sie auf den Sandwichsinseln 60 bis 100 Dollar, in Californien tauschen sie gewöhnlich Rindvieh, das Stück zu 33, dafür ein. Die Compagnie treibt diesen Handel mit ihren eignen Schiffen, sie besitzt gegenwärtig 1 Schiff, 1 Brigg, 1 Schooner, 1 Schaluppe und 1 Dampfboot. Die innere Organisation der Hudsonbai Compagnie ist auf strenge Subordination begründet. Die Compagnie besteht aus 100 Aktionärs, die es jedoch nur auf Lebenszeit sind, ihr Mittelpunkt ist in London. Die Hauptfaktoren derselben, die in Amerika wohnen (Partners) erhalten ein Achtel an dem Ertrag einer Aktie, was sich jährlich auf 4 bis 5000 Doll. beläuft, Haupthändler (chief traders) ein Sechzehntel. Clerks bekommen jährlich 100 Pfund, gewöhnliche Arbeiter 15 bis 17 Pfund, und außerdem noch bestimmte Rationen von Kartoffeln, Fachsen, Bohnen und Salz. Die Compagnie wirbt

ihre Leute auf 5 Jahre an, und schickt sie, wenn sie nach dieser Zeit nicht länger dienen wollen, in ihre Heimath zurück. Alten Dienern erlaubt sie, auf Urlaub im Lande zu bleiben, indem sie ihnen ein Stück Land zur Behausung anweist; sie erhalten während dieser Zeit keinen Gehalt, können aber jeden Augenblick wieder einberufen werden. Die Beförderungen erfolgen alle in bestimmter Rangordnung und nach einem bestimmten Alter. Jährlich wird eine Versammlung der Hauptfaktoren und Händler in York Factory an der Hudson Bay gehalten, die Jurisdiktion über alle Mitglieder der Hudsonbay Compagnie hat und ihre Befehle von da erläßt. Eine fortwährende Verbindung zu Land zwischen Vancouver und Yorkfactory wird durch expresse Boten unterhalten. Außerdem kommt jährlich ein Schiff von London nach dem Columbia-Fluß, um neue Handelsgüter zu bringen, und die Pelzwaaren, welche die Compagnie durch Binnen- und Küstenhandel von Indianern und Trappern aufkauft, nach England zu führen. Biberfelle machen den einträglichsten Theil der Ladung aus, die Versendung von Fachsen hat man aufgegeben. Die Compagnie erhält alle Güter von England zollfrei und verkauft sie bei weitem wohlfeiler, als die amerikanischen Compagnien. Auf diese Art ist die Hudsonbay Comp. im Stande, alle Mitbewerber im Raume zu halten, und in dem ganzen Landstrich jenseits der Felsengebirge eine unbestrittene Oberherrschaft zu behaupten. Die Indianer am Columbiafluß, durch Krankheit und Unmäßigkeit schon sehr vermindert, sind ihnen so unbedingt ergeben, daß sie sich mit Amerikanern kaum zu handeln getrauen. Alle Versuche daher, die Amerikaner gegen diese Compagnie gewagt haben, sind bisher gescheitert. Die Hudson Bay Comp. hat den Vorzug der Seeschifffahrt, der innern Einheit und des Schutzes der engl. Regierung. Die einzige von Bürgern der B. St. am Columbia gegründete Niederlassung besteht jetzt am Wallamette. Dieses Flüsschen läuft von Süden nach dem Columbia, ist gegen 150 Meilen lang und für Schiffe von 12

Fuß Tiefe 20 Meilen weit schiffbar. Einige New Yorker Methodistische Missionäre haben sich seit Kurzem hier niedergelassen und eine kleine Colonie von Amerikanern, Canadiern und Indianern um sich gesammelt. Da sie nicht Handel treiben, sondern sich bloß mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen, so hat ihnen die Hudson Bay, Compagnie keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt, sondern sie im Gegentheil unterstützt, und nimmt ihnen ihre Produkte zu bestimmten Preisen ab. Für 1 Bshl Weizen z. B. gibt die Compagnie gewöhnlich 50 Ets. in Gütern, während sie selbst von den Russen in Californien \$ 1.50 in Geld erhält.

Die Amerikaner, deren Ansprüche auf das Gebiet am Columbiafluß weit begründeter sind, als die der Engländer, sind von der Hudson B. Comp. jetzt bloß tolerirt. Hätte die Regierung der V. St. Astor's Unternehmen nur entfernt unterstützt, so würden aller Wahrscheinlichkeit nach jetzt die Amerikaner im Besiz des Landes sein, so aber haben die V. St. nichts gethan, als ihre Ansprüche durch Verträge zu wahren. 1818 schon wurde zwischen England und den V. St. ein Vertrag abgeschlossen, wonach beiden Mächten der freie Verkehr am Columbia zugestanden wurde, ohne die beiderseitigen Ansprüche auf das Land dadurch aufzuheben. 1826 machten die V. St. England den Vorschlag, die Grenze jenseits der Felsengebirge bis zum Stillen Meere, gerade so, wie diesseits derselben, nämlich im 49sten Gr. N. Br. zu ziehen, wodurch der Columbiafluß ganz in das Gebiet der V. St. gefallen wäre; der Vorschlag wurde aber zurückgewiesen, und der erste Vertrag auf unbestimmte Zeit, mit vorhergehender jähriger Aufkündigung, erneuert. Dieser provisorische Zustand, während dessen die Engländer mittelst der Hudf. B. Comp. das Land faktisch an sich gerissen haben, dauert jetzt noch fort. Das Land ist zu wichtig, als daß die Engländer gutwillig es je wieder aufgeben werden.

Der Columbiafluß ist zwar nicht weit hinauf schiffbar, auch die Nebenflüsse sind ihrer vielen Wasserfälle wegen für Schifffahrt

nicht sehr günstig, desto mehr aber für Mühlenbau und Mechanik, und durch Anlegung von Kanälen sollen sich leicht bessere Communicationen herstellen lassen. Das Land ist ausserdem für Ackerbau und Viehzucht sehr geeignet; der Binnen- und Küstenhandel mit den Indianern ist sehr gewinnreich, der Verkehr mit den Sandwichsinseln, Californien, den russischen Besitzungen und Asien wird von Jahr zu Jahr bedeutender, und die Handelsschiffe und Wallfischfänger im Stillen Meere finden hier einen sichern Stapelplatz. Kurz, wenn irgend ein Punkt an der Westküste Nordamerikas von der Natur bestimmt zu sein scheint, ein westliches New York am Stillen Meere zu werden, so ist es dieser. Einen weit bessern Hafen, als der Columbiafluß, bilden die etwas nördlicher gelegenen Straits of Juan de Fuca, eine ganze Flotte soll dort sicher beilegen können, sie liegen jedoch ebenfalls noch unterhalb des 49sten Grades. Die H. B. Comp. scheint von der engl. Regierung geheime Zusicherungen zu haben, daß man im äussersten Falle die Grenze nach dem Laufe des Columbiaflusses ziehen und das rechte Ufer des Columbia behaupten werde, wenigstens sind alle Hauptniederlassungen der Compagnie auf dieser Seite gegründet, und bereits begonnene Bauten auf dem linken Ufer wieder aufgegeben worden. Die Ver. St. aber werden sich eine solche Beeinträchtigung ihrer Rechte nicht gefallen lassen, und der gordische Knoten wird auch diesmal nicht ohne das Schwert gelöst werden.

---

## Fünfzehnte Skizze.

### Antritt der Rückreise. — Der Biber.

In Fort Hall hielt ich mich acht Tage lang auf. Wir kampirten außerhalb des Forts. Verschiedene Parteen von Indianern und Trappers kamen in dieser Zeit an und lagerten sich zu uns. Die Trappers waren größtentheils canadische Franzosen, die sich zu einem neuen Biberfeldzug aufschickten. Die Indianer, meistens Flatheads, lebten ganz *con amore*, sie spielten und sangen die ganze Nacht hindurch, und verschliefen den Tag. In der Nähe des Forts befanden sich einige Gräber. In einem derselben ruht Antoine Godin, ein verwagener Gebirgsmanu und erbitterter Feind der Blackfeet. Er war es, der 1832 in Pierre's Hole das in W. Irving's „Rocky Mountains“ erzählte blutige Gefecht mit den Blackfeet veranlaßte, indem er ihrem Anführer treulofer Weise die Hand reichte, während ein anderer ihn niederschloß. Die Blackfeet hegten seitdem die bitterste Feindschaft gegen ihn. Einige Jahre später erschien ein Trupp Blackfeet bei Fort Hall, am rechten Ufer des Snake river. Sie gaben durch Zeichen zu verstehen, daß sie friedlich gesinnt seien und mit dem Fort zu handeln wünschten. Einige Weiße, unter andern Golan, der sich zufällig hier aufhielt, gingen daher über den Fluß und rauchten die Friedenspfeiffe mit ihnen. Während dieses Aktes erschloß ein Blackfeet Godin von hinten und rächte so den Tod ihres Führers durch eine ähnliche Treulosigkeit. Solche Ausstritte sind hier leider nicht selten, und die erste Veranlassung dazu geht gewöhnlich mehr von den Weißen, als den Indianern aus.

Die Rasttage, die ich in Fort Hall zubrachte, gaben meinem durch die frühere Krankheit und Strapazen angegriffenen Körper seine volle Kraft zurück, und die Muße, die ich hier genoß, meinen Rei-

seplan zu überlegen, brachte mich zu dem Entschlus, ihn abzuändern und statt nach dem Columbiafluß wieder nach den Ver. St. zurückzukehren. Verschiedene Gründe bestimmten mich dazu. In unserer Reisegesellschaft, aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt, hatten sich in der letzten Zeit so viele Zwistigkeiten eingeschlichen, daß eine förmliche Trennung erfolgte, und die ohne diese kleine Compagnie in drei bis vier kleinere zersplitterte. Obwohl ich an diesen kleinlichen Zänkereien keinen Theil nahm, so fühlte ich mich doch dabei unbehaglich und entbehrte eines des größten Trostes auf solchen Reisen, nämlich gute Gesellschaft. Dazu kam, daß ich aller Wahrscheinlichkeit nach am Columbiaflusse hätte überwintern müssen, weil die Landreise von da nach Californien äußerst mühsam und gefährlich ist, und nur selten Caravanen dorthin abgehen, und daß mir die Beschränktheit meiner Mittel einen längern Aufenthalt am Columbia und eine wissenschaftliche Erforschung des Landes nicht erlaubten. Unter solchen Umständen hielt ich für das Gerathenste, auf einem andern Wege, als wir heraufgekommen waren, diesen Herbst wieder nach den Ver. St. zurückzukehren. Zwei meiner frühern Reisegefährten kamen zu demselben Entschlusse. Da wir aber sämmtlich noch Neulinge im Gebirgsleben waren und das Land in verschiedenen Richtungen noch durchstreifen wollten, so sahen wir uns nach einem erfahrenen und zuverlässigen Führer um, und fanden ihn in Mr. Richardson, der uns auf der Hinaufreise als Jäger begleitet hatte. Bloß vier Mann stark traten wir so unsere Rückreise an. Unser Plan war, in mehr südlicher Richtung die Felsengebirge wieder zu überschreiten, uns allmählig nach der mexikanischen Grenze hinzuziehen und auf der großen Santa Fé Straße die Grenze von Missouri wieder zu erreichen. Unser Unternehmen war nicht gefahrlos, unsere kleine Parthie hatte bei einem Zusammenreffen mit feindl. Indianern wenig Aussicht auf Erfolg, dagegen hatten wir den Vortheil, weniger bemerkt zu werden und schneller reisen zu können. Frohen Muthes verließen wir am 4. August Fort Hall. In südöstl. Richtung gingen wir direkt nach dem 60 Meil. entfernten

Beerspring zu. Der Weg dahin war hügelig und leicht gebirgig. Kiefern, Cedern und Cottonbäume waren die vorherrschenden Holzarten. An einem kleinen Bache hatte ich hier das erstemal das Vergnügen, einen alten Biberbau zu sehen. Leider bekam ich auf dieser ganzen Reise keinen einzigen Biber zu Gesicht, da sie äußerst scheu sind und von Juni bis August, wo ich mich in Bibergegenden befand, der Biberfang gewöhnlich eingestellt wird. Ich kann daher die Naturgeschichte dieses merkwürdigen Thieres bloß nach zuverlässigen Berichten wiedergeben.

Der Biber (*Castor Fiber*) ist gegen 2 Fuß lang, hat einen dicken, schweren Körper, zusammengepreßten Kopf mit kurzen, elliptischen Ohren, und einen gegen zehn Zoll langen und etwas ovalen, doch mehr breiten, mit Schuppen besetzten Schwanz. Der ganze Körper ist mit einem dichten Pelz bedeckt, der aus längeren röthlich braunen, und kürzeren silberfarbigen Haaren besteht. Die Kunstfertigkeit dieser Thiere in Erbauung ihrer Wohnungen ist bekannt. Sie wohnen am liebsten in Bächen und Flüschen, deren Ufer mit Weiden bewachsen sind. Um beständig tiefes Wasser zu haben, bauen sie von Baumzweigen, Schlamm und Steinen einen Damm, bald quer, bald mit einem converen Bogen durch das Wasser. An diesem Damm arbeiten die zusammenwohnenden Biber gemeinschaftlich, ihre einzigen Werkzeuge bei diesen Bauarbeiten sind ihre Zähne, ihre Nägel und ihr Schwanz. In dem so gedämmten Wasser baut sich jede Biberfamilie aus gleichem Material viereckige kleine Privatwohnungen. Außer diesen Wohnungen haben die Biber gewöhnlich noch Seitenhöhlen im Ufer des Flusses (*washes*), wohin sie sich, wenn sie in ihren Wohnungen gestört werden, retiriren. Wo das Wasser es nicht nothwendig macht, oder wenn sie oft gestört werden, bauen sie sich weder Damm noch Häuser, sondern begnügen sich bloß mit diesen Seitenhöhlen. Ihre Wohnungen, die sie oft ausbessern, werden mit der Zeit so fest, daß man sie bloß mit Instrumenten zerbrechen kann. Sie stehen zum größten Theil unter dem Wasser, bloß unter dem Dache findet sich ein von Wasser



leerer Raum, da die Biber nicht lange Zeit unter dem Wasser sein können, ohne zu athmen. Das konische Dach ist oft 4 bis 6 Fuß dick. Das Innere ihrer Wohnungen halten sie sehr reinlich. Jede Wohnung hat tief im Wasser, auf der Seite, die am weitesten vom Lande entfernt ist, eine Oeffnung zum Ein- und Ausgang für ihre Bewohner. Die Biber arbeiten bloß des Nachts, bei Tage verlassen sie ihre Deiche nicht, und schwimmen, wenn sie von einer Höhle in die andere gehen, so tief unter dem Wasser, daß man sie gar nicht bemerkt.

Der Biber nährt sich von den Wurzeln verschiedener Wasserpflanzen, z. B. *Nuphar luteum*, hauptsächlich aber von den Rinden verschiedener Bäume, namentlich der Weiden, Cottonbäume und Birken. Nur bei großem Mangel frißt er Kiefern an. Die Biber fällen zu diesem Zwecke Baumstämme, selbst von 6 bis 8 Zoll im Durchmesser, indem sie dieselben mit ihren scharfen Zähnen abnagen und einen konischen Stumpf zurücklassen. Sie fällen die Bäume gern nach dem Ufer und flößen sie dann auf dem Wasser bis zu ihren Wohnungen hinunter; erlaubt die Lokalität es nicht, so schleppen sie dieselben zu Land oft weite Strecken fort. Für den Winter sammeln sie sich im Sommer Vorräthe, die die sie vor dem Eingang ihrer Häuser aufbewahren. Die Weibchen werfen jährlich 2 bis 5 Junge. Die jungen Biber sind höchst possierliche Geschöpfe, ihr Geschrei hat mit dem Geschrei kleiner Kinder täuschende Aehnlichkeit. Man fängt die Biber gewöhnlich in eisernen Fallen mit zwei, auseinander weichenden, Federn. Die Lockspeise (bait), die man darauf steckt, ist eine Mischung von Bibergeil (castoreum) mit verschiedenen Gewürzen und etwas Whiskey. Man bestreicht ein Hölzchen oder Reis damit, was man auf die Falle steckt. Die Lockspeise muß über das Wasser hervorragen, die Falle selbst legt man ins Wasser und befestigt sie mit einer Kette am Ufer. Im Sommer sind die Biber mager und ihre Pelze schlecht, weshalb man sie um diese Zeit gewöhnlich nicht fängt.

Im Winter aber werden sie fett, und bekommen dichteres Haar, Ihr Fleisch ist dann sehr schwachhaft, die durchaus fetten Biber-  
schwänze werden namentlich als Leckerbissen betrachtet. Außer den  
Pelzen ist das, in zwei Beuteln am Bauche befindliche Bibergeil  
(castoreum) wegen seines niedizinishen Gebrauchs sehr werthvoll.  
Ein hartnäckiger Feind der Biber ist die wolverene (*Gulo luseus*)  
eine Art Bielfraß, der nicht nur die Wintervorräthe der Biber, son-  
dern die Biber oft selbst angreift. Ihr gefährlichster Feind jedoch  
ist der unermüdliche Trapper. Der Biber war früher über den  
größten Theil der Ver. Staaten verbreitet, aus dem cultivirten  
Theile derselben ist er aber schon längst verschwunden und in seiner  
jetzigen Heimath, in den Felsengebirgen, fängt er bereits an sel-  
ner zu werden. Hundert Tausend derselben sind in den letzten  
Jahrzehnten dort gefangen, und ein wahrer Vertilgungskrieg ge-  
gen ihr Geschlecht geführt worden. Die Folge davon ist, daß sie  
in Gegenden, die wegen ihres Biberreichthums früher bekannt wa-  
ren, jetzt nur noch einzeln zu finden sind. Bloss in dem Lande  
feindlicher Indianerstämme, z. B. dem der Blackfeet, existiren sie  
noch in größerer Menge, weil die Indianer sich nicht vorzugsweise  
mit dem Biberfang beschäftigen. Die Pelze der im Frühjahr ge-  
fangenen Biber (spring Bibers) sind am besten. Viele Biberfän-  
ger fangen sie übrigens zu jeder Jahreszeit. Die frischen Häute  
werden erst gereinigt, dann ausgespannt, getrocknet und zusam-  
gelegt. Ein trocknes Biberfell wiegt gewöhnlich 1 bis 2 Pfund,  
doch gibt es auch welche zu 3 Pfd. Gegen 60 Biberfelle bindet man  
in einen Pack zusammen, zwei solcher Packer machen eine gewöhnliche  
Last für ein Maulthier aus. Die Hudsonbay Compagnie hat in  
ihren Distrikten den Biberfang schon mehr regulirt, sie läßt bloß  
zu bestimmten Jahreszeiten fangen, und wenn eine Gegend zu arm  
an Bibern geworden ist, so wird der Biberfang für einige Jahre  
darin streng verboten, in Gegenden jedoch, auf deren bleibenden  
Besitz sie nicht rechnet, läßt sie die Trapper nach Belieben schalten,

Wird der Biberfang aber auf diese rücksichtslose Weise fortgetrieben, so werden in fünfzig Jahren die Biber dort ebenso verschwunden sein, wie jetzt im Osten, und das Land dadurch eines seiner ergiebigsten Handelszweige beraubt werden.

Am dritten Tage, nachdem wir Fort Hall verlassen, kamen wir wieder an dem Beerspring an. Der Tag war heiß, um so labender das Wasser. Vor uns stiegen mehrere Rauchwolken auf, auch hatten wir sonstige Spuren von Indianern, die uns voraus waren, entdeckt. Dessen ungeachtet aber schliefen wir ganz sorglos. Unsere Gesellschaft war zu klein, als daß wir die ganze Nacht hätten wachen können, die Strapazen bei Tag und Nacht würden uns zu sehr erschöpft haben. Wir brauchten daher bloß die Vorsicht, des Nachts unsere Thiere in der Nähe anzubinden, und verließen uns sonst auf unser gutes Glück. Daß wir unsere Gewehre in guter Ordnung hielten, versteht sich von selbst. Man gewöhnt sich auf solchen Reisen an seine Büchse, wie an einen treuen Reisegefährten. Während des Marsches hat man das Gewehr über dem Sattel liegen, während der Rast hat man es immer nahe zur Hand. Man verläßt das Lager nicht, ohne sie wie einen Spazierstock mit sich zu führen, und des Nachts wickelt man sie mit sich in den Lappich, um beim ersten Lärmen gleich schußfertig zu sein. So beunruhigend ein solcher Zustand im cultivirten Leben sein würde, so gewöhnt man sich hier doch so daran, daß ich mich in meinem Leben nicht ruhiger geschlafen zu haben erinnere. Von Zelten machten wir keinen Gebrauch mehr, sondern schliefen ganz unbeschützt in der freien Luft. Die Witterung war in der letzten Zeit auch so freundlich gewesen, daß sie uns nichts zu wünschen übrig ließ.

Während der ganzen Zeit, die wir auf der Westseite der Felsen-  
gebirge zubrachten, hatten wir höchst beständiges Wetter. Der  
Thermometer stand Morgens gewöhnlich zwischen 30 und 40 Grad  
Fahrenheit, Mittags gegen 80 und Abends gegen 60. Dabei im-  
mer reiner Himmel und kühler Westwind; zogen sich zuweilen Ge-  
witterwolken am Himmel zusammen, so erhob sich der Westwind  
heftiger und zerstreute, zuweilen unter Donner und Blitz, meist  
aber ohne Regen den nahenden Sturm wieder.

---

## Sechszehnte Skizze.

### Reise vom Beerspring nach Fort Crodet.

Morgens, am 14. August, verließen wir den Beerspring. Ich trank noch einige Becher von dem sprudelnden Wasser und nahm von der lieb gewonnenen Gegend Abschied, wie von einem alten Freund, den man sobald nicht wiederzusehen erwartet. Unsere Richtung war südöstlich. Wir gingen 4 Tage lang am rechten Ufer des Bearriver hinauf u. verfolgten beinahe denselben Weg, den wir vor ungefähr einem Monat, nachdem wir die Felsengebirge überschritten, durch das Bearriver-Thal genommen hatten, nur hielten wir uns jetzt meist näher dem Fluß hin. Am ersten Tage hatten wir über lauter verbrannte Strecken zu gehen, und rings um uns herum stiegen noch Rauchwolken von den Bergen auf, über deren Bedeutung wir nicht recht einig waren. Die Indianer zünden solche Feuer gewöhnlich als Signale an, wenn sie ihre zerstreute Mannschaft zusammen ziehen wollen, oft gilt es daher als Zeichen, daß Feinde in der Nähe, oder schon ins Land eingefallen sind. Das Land, durch das wir reisten, gehörte zwar einem freundlichen Indianerstamm, den Snakes, aber sie werden zuweilen von den unerbitterlichen Feinden der Weißen und Rothen, den Blackfeet, heimgesucht; wir waren deshalb, so weit die Kleinheit unserer Caravane es erlaubte, auf unserer Hut.

Denselben Tag noch stießen wir auf eine Parthie Trapper, die wir schon in Fort Hall getroffen hatten. Es waren 8 Mann, meist Canadier, die auf den Biberfang ausgingen. Einige davon hatten ihre Squaws bei sich. Sie beabsichtigten, nach Hams Fork,

einem Gebirgswasser, das in den Greenriver fällt, zu gehen, und obwohl unser Weg für sie nicht der nächste war, so zogen sie doch, Gesellschaft halber, vor, noch einige Tage mit uns zu reisen. Es waren meist alte Gebirgsleute, die schon viel erfahren hatten und uns mit der dem Canadier eignen Herzlichkeit entgegenkamen. Wir bewirtheten uns gegenseitig. Frisches Fleisch war nicht im Lager, aber genug trockenes, außerdem Toro, Kaffee, Kakao und Pfeffermünzthee. Einer der Trapper war ein Flämänder, er hatte eine Squaw bei sich vom Stamme der Eutaws, die er für \$ 500 einmal gekauft hatte, aber für die Hälfte des Kaufpreises wieder zu veräußern geneigt war. Sie war ein kleiner, unförmlicher Fettaumpen, schien aber sonst sehr gute Eigenschaften zu besitzen, denn er empfahl sie uns mit folgenden, für die Kardinaltugenden einer Squaw charakteristischen Worten: "She is young, gentle, easy and in first rate order." Die Trapper haben leider die Gewohnheit, ihre indianischen Frauen wie Sachen und nicht wie Personen anzusehen, von den Indianern angenommen und die Squaws selbst scheinen keine andere Stellung zu wünschen. Am zweiten Tage brachen wir gemeinschaftlich auf und setzten über Thulicks Fork, ein Flüßchen, das sich von Norden her in den Bearriver ergießt. Unterwegs trafen wir einen Haufen Snake Indianer; die ersten, die wir sahen, nahmen vor uns die Flucht. Als sie sich aber überzeugten, daß wir freundlich gesinnt waren, kamen sie in Masse in unser Mittagslager. Die Snakes sind ein friedlicher Stamm, ihr Land ist nicht sehr reich an Wild, sie sammeln im Herbst daher verschiedene Wurzeln und Beeren für den Winter. Sie hatten die Feuer angezündet, die wir in den letzten Tagen gesehen hatten, aber bloß um ihr Volk zu einer großen Jagdparthie zusammen zu rufen. Die Snakes hatten hübsche Pferde bei sich, zwischen einem derselben und einem amerikanischen Pferde wurde sogleich ein Wettrennen von mehreren Meilen veranstaltet, letzteres aber trug den Sieg davon. Nachmittags gingen wir über ziemlich steile Anhöhen,

die uns eine Aussicht auf den südlich gelegenen little Snake lake gewährten, in der Nähe des Bearriver hin und kampirten zu Nacht an ihm, nahe an der Einmündung von Thomas Fork. Am dritten Tage hielten wir zu Mittag an Smiths Fork, die sich von Nord-Ost in den Bearriver ergießt. In der Nähe befand sich ein Felsen, von welchem aus die Blackfeet vor mehreren Jahren Bonnevilles Lager beschossen, aber bloß ein Maulthier darin getödtet hatten. Smiths Fork war das erste, von der Westseite der Gebirge kommende Wasser, das wir bei unserm Uebergange berührt hatten. Von hier aus nahmen wir eine von unserer ersten Reise verschiedene Richtung an; statt nämlich nordöstlich wieder über die Gebirge zurückzukehren, wandten wir uns jetzt südöstlich, um den Greenriver einige hundert Meilen weit unterhalb zu erreichen. Schon früher, als ich von dem Uebergang über die Gebirge sprach, erwähnte ich, daß der Gebirgszug, den wir damals überschritten, in eine südliche Spitze auslaufe. An dieser Spitze wird die Gebirgskette, wie es scheint, von der großen östlichen Prairie in einer Strecke von 40 bis 50 Meilen durchbrochen, nicht als ob das Land hier eine ganz freie Ebene sei, aber es ist wenigstens freier, gleichmäßiger und ebener, und bietet einem Uebergange mit Wagen nicht die unübersteiglichen Hindernisse dar, wie der nördlich und südlich gelegene Theil der Gebirgskette. Südlich wird dieser, gleichsam durchbrochene Theil, der Gebirge von den Gletschern der Eutam Mountains begrenzt, westlich vom Bearriver, östlich vom Greenriver. Die südöstliche Richtung, die wir von Smiths Fork aus nahmen, führte uns mitten durch diese Gegend hindurch, die als der bequemste Uebergangspunkt über die Gebirge zu betrachten sein möchte. In nordöstlicher Richtung von da fortgehend, erreicht man auf ziemlich freiem Wege den Greenriver und die Sweet Waters wieder, wir zogen aber vor, südöstlich zu gehen und unsere frühere Reiseroute nicht mehr zu berühren. Die Trapper verließen uns bei Smiths Fork, einer derselben aber, aus der französ.

schen Schweiz gebürtig, entschloß sich, mit uns zu gehen. *S u i s*, so hießen wir ihn gewöhnlich, hatte sich schon 11 Jahre im Gebirgsleben herumgetrieben und bekam plötzlich Lust, die Cultur wieder zu versuchen, und mit uns nach St. Louis zu gehen. Er war ein erfahrener Gebirgsmann und guter Jäger. Durch seinen Beitritt war unsere Gesellschaft jetzt 5 Mann stark geworden. Am 9. August verließen wir Smiths Fork, und gingen über sandiges, ziemlich ebnes Terrain in mäßiger Entfernung vom Bearriver noch hinauf bis zum Muddy, der von Osten her in den ersteren fließt. Hier verließen wir den Bearriver ganz und gingen südöstlich nach Black Fork zu, die von den Cutaw Mountains entspringt, und schon dem Greeneriver zufließt. Die Gletscher der Cutaw Mountains lagen zu unserer Rechten, sie sind nicht so imposant, wie die der Windriver-Gebirge. Das Gras in dieser Gegend war im Durchschnitt sehr schlecht, Wild sehr selten. Büffel hatten wir auf unserer Rückreise noch nicht wieder gesehen, und die wenigen Antilopen, die uns aufstießen, waren ungewöhnlich scheu. Doch war unser Führer so glücklich, auf dem Wege zur Black Fork eine zu erlegen. Je mehr wir uns der Blackfort näherten, desto uninteressanter wurde die Gegend, der Boden war lehmig sandig, bloß Cedernwäldchen gediehen hier, in denen sich einzelne black tailed deers aufhielten, eine Hirschart, so groß, wie der europäische Hirsch, mit langen Ohren und schwarzer Spitze am Schwanz, wir bekamen aber kein einziges zum Schuß. Die Blackfort selbst ist ein klarer rauschender Bach, mit Cottonbäumen, Weiden und wilden Johannisbeeren bewachsen, auch fanden unsere Thiere hier herrliches Gras. Das Terrain wurde von hier aus wieder bergiger, viele steile, kegelförmige, nackte Sandhügel wechselten hin und wieder mit einem Cedernwäldchen ab. Wir erreichten von da Henry's Fork, ein Flüsschen, das südlich von der Blackfort dem Greeneriver zufließt. Die Ufer waren mit Kiefern, Cottonbäumen und Weiden bewachsen, das Gras gut. Wir folgten dem Flüsschen bis



zu seiner Mündung. Wir hatten heiße Tage und des Nachts von den Muskitos zu leiden, so daß wir oft keine Stunde ruhen konnten.

Am 15ten August setzten wir über den Greenriver, der sich hier zwischen steilen Bergen hindurchwindet und noch leicht zu passiren ist, und gingen seitwärts an seinem linken Ufer noch zwei Tage lang hinunter. Der Weg war meist steil, und führte durch Kiefern- und Ederwaldung. Das Flußthal war Anfangs eng, am Ende aber erweiterte es sich. Die Gebirgsart war noch primitiv. Am 17ten Aug. erreichten wir Fort Crocket. Es liegt hart am Greenriver, auf dessen linkem Ufer; das Flußthal ist hier weit und enthält gute Weide und hinreichend Holz. Das Fort selbst ist das schlechteste Gebäude der Art, das wir auf dieser Reise sahen. Es ist ein niedriges, einstöckiges, aus Holz und Lehm erbautes, und aus drei kleinen Flügeln bestehendes Gebäude ohne alle Umzäunung. Statt Röhren besaß das Fort bloß einige Ziegen. Kurz die ganze Anstalt sah etwas ärmlich aus, weshalb sie bei den Trappern auch unter dem Namen Fort misery (Fort de Misere) bekannt ist. Das Fort gehört 3 Amerikanern, Thompson, Grey und Sinclair. Letzterer war gegenwärtig, und nahm uns sehr freundlich auf, bedauerte aber, uns mit nichts aufwarten zu können. Unser Fleischvorrath war nämlich erschöpft und wir hatten gehofft, uns hier mit neuem Proviant versehen zu können; die Leute im Fort schienen aber schlimmer daran zu sein, wie wir selbst, sie hatten Tags vorher schon einen magern Hund für 85 von einem Indianer gekauft, und betrachteten sein Fleisch als einen Leckerbissen. Ich versuchte etwas davon und fand es nicht so übel schmeckend.

Außer einigen Trappern und Indianern fanden wir noch fünf Amerikaner hier, die im Frühjahr mit einer größern Compagnie von Peoria, Ill., aufgebrochen waren, um eine Niederlassung am Columbiafluß zu gründen. Sie waren erst nach unserer Abreise in Westport eingetroffen, und erst auf der Santaféstraße, dann am Arkansas hinaufgereist. Durch verschiedene Zwistigkeiten und Unfälle aber war die, meist aus Neulingen bestehende Compagnie in

verschiedene kleinere zerspluttert. Die Parthie, die wir hier antrafen, war am weitesten vorgedrungen, und hatte den Plan, nach dem Columbia zu gehen, noch nicht aufgegeben. Der schwierigste Theil ihrer Reise lag jedoch noch vor ihnen. Zwei derselben, Mr. Ogley und Wood, hielten daher für's beste, die Gelegenheit zur Rückkehr, die sich ihnen jetzt anbot, zu benutzen und sich uns anzuschließen. Unsere Reisegesellschaft wuchs so auf 7 Mann an. Unter den Leuten des Forts hatte ich auch einen alten Universitätsfreund von mir, der sich schon gegen 6 Jahre in den Gebirgen herumtreibt, und gegenwärtig sich in Fort Crockett aufhalten sollte, zu finden gehofft. Die Metamorphose eines flotten Jenenser Studenten in einen Biberfänger zu beobachten, ist an und für sich schon interessant genug, um so mehr Vergnügen aber würde mir die Gegenwart von S. gewährt haben, da wir uns seit 10 Jahren nicht mehr gesehen hatten. Leider erfuhr ich, daß er auf den Biberfang gegangen sei, und erst im Herbst wieder zurückkommen werde. Wir verließen das Fort daher schon am andern Tage.

---

## Siebzehnte Skizze.

### Reise vom Fort Crocket bis zur South Fork.

Am 18. August brachen wir von Fort Crocket wieder auf. Unser nächstes Ziel war die Northfork des Platte, unsere Richtung dahin meist östlich. Einige Meilen gingen wir noch am Greenriver hinunter und wandten uns dann links in eine 6 bis 8 Meilen lange Schlucht, Browns Hole, wo sich schroffe hohe Felsen von Sandstein und Porphyr in einer Entfernung von 100 bis 200 Fuß auf beiden Seiten erhoben. Am Ende der Schlucht schlugen wir unser Nachtlager auf. Des andern Morgens suchten wir die letzten Brocken in unseren Fleischsäcken zusammen und verzehrten sie in der Hoffnung, bald frisches Fleisch zu bekommen. Aber unser Weg führte über eine öde Sandfläche mit spärlichem Gras und gar keinem Wild. Vormittags hatten wir den Vermillon, einen kleinen Bach mit röthlichem Wasser, der in den Greenriver fließt, passiert, des Abends aber fanden wir nicht einmal Wasser, wir marschirten bis spät in die Nacht hinein, und legten uns zuletzt hungrig und durstig auf sandigem Boden nieder. Am nächsten Vormittag erreichten wir den Little Snake river und ruhten uns hier etwas aus. Ich fand in meinem Proviant sack noch ein wenig Reis, wovon wir uns eine dünne Suppe kochten, die übrigen leeren Räume unsers Wagens füllten wir mit wilden Johannisbeeren und Bullberries, die am Ufer wuchsen, aus. Letztere, auch rabbit berries genannt, sind die Frucht der *Shephardia argentea*, eines großen Strauchs mit auf der untern Seite weißglänzenden Blättern. Die rothen Beeren haben in Ansehen und Geschmack mit Johannisbeeren Aehn-

sichkeit, waren aber noch ganz sauer, dennoch schmeckten sie uns vortreffllich. Des Nachmittags bekamen wir einige Antilopen zu Gesicht, sie kamen aber nicht in Schußweite. Unser Führer und Suif ritten gewöhnlich seitwärts, um zu jagen, wir übrigen marschirten langsam vorwärts. Als wir gegen Abend einen Creek erreichten, an dem wir kampiren wollten, hörten wir plötzlich das Brüllen eines grauen Bären dicht in unserer Nähe. Meine Reisegefährten hatten kein Verlangen, sich mit ihm einzulassen, ich konnte aber der Lust nicht widerstehen, und ritt auf die Stelle zu, von wo der Ton herkam. Rings herum war hohes Gras und dichtes Gebüsch, so daß ich den Bär selbst nicht sehen konnte. Plötzlich aber sprang die Bestie nur wenige Schritte vor mir auf. Ich legte schnell an, der Bär stuzte, und verschwand ebenso schnell wieder im hohen Grase. Alles dies war das Werk einiger Sekunden. Ich verfolgte seine Spur durchs Gebüsch, so weit ich mit dem Pferde durchdringen konnte, und suchte meine Reisegefährten zu überreden, das Gebüsch gemeinschaftlich zu Fuß zu durchstreifen, sie hatten aber keine Lust, mittler Weile entkam der Bär über den Fluß. Als unser Führer wieder zu uns stieß, durchstreiften wir das Gebüsch endlich, fanden aber bloß die Spuren einer grauen Bärin mit zwei Jungen, ohne sie selbst zu sehen. Anstatt eines Bärenbratens hatten wir uns des Abends wieder mit Bullberries zu begnügen. Den nächsten Tag fanden wir auch keine Beeren mehr. Am fünften Tage brachen wir mit leeren Magen aber guter Laune wieder auf. Ein dichter Nebel bedeckte die Gegend, so daß man bloß einige Schritte weit sehen konnte. Unser Führer, der voranritt, sprang plötzlich vom Pferde und wir sahen jetzt erst einen großen schwarzen Klumpen, der sich vor uns herbewegte. Es waren drei stattliche Bären, die uns im nämlichen Augenblick ebenfalls bemerkten und davon rannten. Wir jagten ihnen in verschiedener Richtung sogleich nach, der Nebel verhinderte uns aber, ihre Spur zu verfolgen. Der Nebel

Vertheilte sich bald darauf; vor uns lag ein Flüschen mit vielen Cottonbäumen, das big timber genannt. Dort hoffen wir Wild zu finden. Richardson und Suiss schlugen daher den nächsten Weg dahin ein, um zu jagen, während wir übrigen auf einen Punkt zugehen, wo wir Mittags wieder zusammentreffen wollten. Einige Antilopen stießen uns auf, sie schienen aber unsern Heißhunger zu kennen und uns bloß necken zu wollen. Wir hielten uns in der Nähe des Flusses hin, und hatten ungefähr 10 Meilen zurückgelegt, als plötzlich einer von uns, der etwas zurückgeblieben war, in voller Hast nachgesprengt kam, und uns zurief, schnell ins Holz zu retiriren. Obwohl wir selbst nichts entdecken konnten, so konnten wir diesen Zuruf doch nicht anders deuten, als daß Feinde in der Nähe seien. Ohne viel zu fragen, sprengten wir daher nach dem bloß einige hundert Schritt davon gelegenen Holz und suchten einen zur Vertheidigung geeigneten Platz auf. Unser Berichterstatter versicherte uns jetzt, daß er einen ganzen Trupp berittener Indianer in einer Entfernung von 1 bis 2 Ml. in vollem Carriere auf uns habe zukommen sehen. Wir vermutheten, es seien Blackfeet und machten uns auf einen ernstlichen Kampf gefaßt. Unsere Thiere banden wir an Bäume dicht um uns herum, wir selbst machten uns schußfertig, fest entschlossen, unsern Scalp wenigstens theuer zu verkaufen. Alles das war in wenig Minuten geschehen. Eine erwartungsvolle Pause trat ein. Noch regte sich nichts. Einer von uns kroch indessen nach dem Saum des Waldes, um zu spioniren. „Da kommen sie!“ rief er plötzlich, „kommt schnell hieher!“ Wir eilten zu ihm, und sahen mit Erstaunen, wie ein ganzer Trupp, zwar nicht Blackfeet, aber — Elks auf uns zusprengte. Sie sahen uns noch nicht, weil wir hinter Büschen versteckt waren, witterten uns aber und rannten mit gewohnter Neugier uns gerade entgegen. Auf einmal trachten unsere Büchsen, mehrere stürzten, einer blieb todt auf dem Platze. Jubelnd fielen wir über das Schlachtopfer

her, es war eine fette Elfkuh. Nach mehren Fasttagen wieder in Ueberfluß zu leben, war allerdings angenehmer, als sich vom Blackfeet skalpiren zu lassen, doch mußte sich unser Berichterstatter für sein schlechtes Gesicht noch manchen Scherz gefallen lassen. Solche Versehen sind übrigens im Gebirgsleben nicht ungewöhnlich, ein Elk sieht in der Ferne, zumal wenn er den Kopf sehr zurückwirft, einem Reiter sehr ähnlich. Unsere beiden Jäger kamen indessen zu uns zurück und halfen uns tranchiren. Ganz systematisch begannen wir jetzt unsere Tafel zu ordnen. Erst kam Suppe auf den Tisch, dann gekochtes Fleisch, dann verschiedener Braten, zuletzt mit Leber gefüllte Würste und Markknochen. Zwischen jedem Gang wurde eine Pause gemacht. Unser Appetit ließ nichts zu wünschen übrig. Wer uns im cultivirten Leben solche thätliche Beweise davon hätte ablegen sehen, würde uns geradezu für eine Bande hungriger Wölfe oder Bielfraße erklärt haben, hier aber erschien alles natürlich.

Nachdem wir gegen vier Stunden lang getafelt und uns ausgeruht hatten, brachen wir, um unsere Verdauung zu befördern, wieder auf, und legten noch 8 Meilen, am Fluß hingehend, zurück. „Indianer!“ rief auf einmal unser Führer. Wir lauschten, und hörten seitwärts indianisch reden. Vorsichtig näherten wir uns und fanden eine kleine Parthie, aus Captain Walker, den wir schon auf dem Rendezvous getroffen hatten, einigen Trappern und Indianern bestehend, die um Fleisch zu trocknen, vor einigen Tagen hieher gekommen waren. Captain Walker ist ein origineller Gebirgs-Roaser. Er hat, meist als Partisan, die Gebirge schon nach allen Richtungen durchstreift, auch einen Abstecher nach Californien gemacht und jetzt soviel Geschmack an diesem Leben gefunden, daß er schwerlich mehr in die Cultur zurückkehrt. Wir fanden ihn, mit der Pfeife im Mund, und mit nichts als einem Teppich bekleidet, wofür er sich bei uns entschuldigte, weil sein Hemd in der Wäsche sei. Er hatte hinreichend frisches Büffelfleisch und lud uns zu

den Rippen einer fetten Kuh ein. Zugleich hörten wir, daß eine Menge Büffelherden vor uns seien, und wir jetzt keinen Mangel mehr leiden würden. Am andern Morgen trennten wir uns wieder und gingen über hügeliche Prairie bis zu Savorysfort, einem Arm des Little Snake river. Auf dem Wege dahin sahen wir viele einzelne Büffel und kleine Banden, und Euiß, der im Rennen von Büffeln seines gleichen suchte, erlegte uns eine Kuh. Die Büffelherden wurden jetzt immer häufiger, und fast täglich schossen wir eine fette Kuh, von der wir bloß die besten Stücke mitnahmen.

Am 25. August Abends erreichten wir das linke Ufer der Northfork des Platte wieder, an einer Stelle, die wir beim Hinaufgehen nicht berührt hatten, und in gerader Richtung vielleicht 100 Meilen von Fort Larami entfernt sein mochte. Der Fluß war hier breit, aber seicht, und wir gingen mit Leichtigkeit hindurch, verließen ihn aber sogleich wieder, um in südöstlicher Richtung von hier nach der Southfork zu gelangen. Wir erreichten sie in ungefähr 8 Tagen. Am ersten Tage passirten wir über mäßige Anhöhen den zur Northfork gehörigen Gebirgszug, am fünften einen zweiten, der North- und Southfork scheidet, und über den sich ebenfalls ein bequemer Uebergang darbot. Die Gebirgsformation war wieder Sand und Kalk, die Gebirge waren meist mit Kiefern bewachsen. Am siebten Tage erreichten wir powder cache creek, ein in die Southfork fließendes Wasser, und am neunten die Southfork selbst. Das zwischen North- und Southfork gelegene Terrain besteht größtentheils aus weiter Hochebene mit sandigem Boden, spärlichem Grase und einzelnen Dasen ähnlichen Birkenwäldchen in der Mitte der Prairie. Die Gegend war reich an Büffeln und wir lebten in Ueberfluß, denn fast täglich schossen wir eine Kuh. Auch mehre Bären stießen uns auf. Einmal, als wir des Abends unser Lager nahe an einem kleinen Wäldchen aufgeschlagen hatten, näherte sich ein großer schwarzer Bär bis auf 20 Schritte unbemerkt unserm Lager, beim ersten Lärmen aber, ehe wir noch auf ihn schießen

konnten, war er wieder ins Gehölz zurück, und es war schon zu dunkel, um ihn dahin zu verfolgen. Ein anderes Mal, als wir eben einen Hügel passirten, sahen wir drei graue Bären, eine Alte mit zwei Jungen ganz gemüthlich mit einander spielen. Richardson und Cuiß, die voran waren, verwundeten sogleich zwei davon, ohne sie zu tödten, und verfolgten sie dann zu Pferd. Mein Pferd war seit einigen Tagen schon so lahm, daß ich keinen Theil an der Jagd nehmen konnte. Unsere Jäger rannten mit den Bären um die Wette, und waren bald darauf unsern Augen entschwunden. Wir selbst gingen langsam vorwärts. Nach einiger Zeit kam Richardson mit dem Felle des einen Bären zurück, Cuiß aber blieb die ganze Nacht aus. Erst am andern Morgen stieß er wieder zu uns, und erzählte uns, wie er erst den Bär, und der Bär später ihn verfolgt hatte. Seine einzige Pistole versagte, und er konnte sich die wüthende Bestie nur durch öfteres Abschnappen des Feuerschlösses vom Leibe halten, bis er endlich Zeit gewann, heftiges Pulver auf die Pfanne zu schütten, und seinen Verfolger zu Boden streckte.

Am 3. September kamen wir ganz unerwartet am linken Ufer der Southfork an und gingen über den Fluß. An dem rechten Ufer liegen hier drei Forts bloß einige Meilen von einander entfernt, nämlich Penn's und Savory's Fort, Basques und Sublett's Fort und Lobdon's Fort. Ihre Bauart ist die gewöhnliche, ihre Außenwände sind von lehmigen Backsteinen aufgeführt. Zwischen den drei Forts herrscht viel Eifersucht und Feindschaft. In dem ersten Fort fanden wir einen Theil der zersprengten Columbiagegesellschaft von Peoria vor, im zweiten traf ich den bekannten Fitzpatrick, der schon so manches Abenteuer im Gebirgsleben bestanden hat. Es ist eine hagere, knöcherne Figur mit ausdrucksvollem Gesicht und schneeweißem Haar, sein ganzen Wesen verräth Leidenschaftlichkeit. — Gegen drei Tage lang hielten wir uns in der Nähe der Forts auf. Ich ließ mein Pferd während der Zeit beschlagen, das aus Mangel an Hufeisen ganz lahm geworden war. Unter



den Tagesneuigkeiten, die wir in den Forts hörten, interessirte uns die Nachricht von einem neulichen Gefecht zwischen den Pawnees und Siour am meisten, wobei letztere bloß einen Mann verloren, von den Pawnees dagegen ungefähr 80 skalpirt worden waren. Die siegreichen Siour schweiften noch an der Southfork herum, waren aber gegen alle Weißen sehr erbittert, weil der eine Mann, den sie verloren, von einem, bei den Pawnees befindlichen Weißen, getödtet sein sollte. Man rieth uns daher, statt die Southfork, wie wir vorhatten, weiter zu verfolgen, uns sogleich nach dem Arkansas zu wenden. Den Abend vor unserer Abreise trafen noch einige Eigenthümer der Forts ein, die einen neuen Transport von Gütern aus den Ver. Staaten brachten. Man transportirt Güter hier gewöhnlich auf großen Ochsenwagen, und wählt denselben Weg, den wir fortan bis zur Grenze von Missouri verfolgen werden.

---

## Achtzehnte Skizze.

### Rückkehr nach der Grenze von Missouri.

Am 7. September verließen wir die Forts an der Southfork, um südöstlich nach dem Arkansas zu gehen. Wir gingen bloß noch einen halben Tag an der Southfork hinauf. Südwestlich, auf dem linken Ufer des Platte, erhob sich ein hoher Gebirgszug, dessen entferntere Gipfel zum Theil mit Schnee bedeckt waren, und der einen schönen Hintergrund zu dem mit Cottonbäumen bekränzten Platte und der weiten Ebene, die sich auf seinem rechten Ufer hinzieht, bildet. Am vierten Tage gingen wir über die Scheidewand zwischen den Wässern der Southfork und des Arkansas, das Terrain war etwas hügelig mit einzelnen Kieferwaldungen. In der weiten Prairie, die sich von da nach dem Arkansas zieht, sahen wir die ersten Büffelheerden wieder. Wir begegneten hier zwei Lodges Arrapohoes, die eben eine Kuh geschossen hatten und uns gastfreundlich einluden. Die Squaws waren noch mit Meßeln beschäftigt, wir rauchten daher einstweilen, und suchten in Ermangelung von Holz trockenen Büffelmist zusammen, um die Rippen dabei zu rösten. Gemeinschaftlich brachen wir nach Tisch wieder auf. Die Squaws packten ihre Thiere mit bewundernswerther Dekonomie. Das eine Pferd hatte nicht bloß an Gepäck ungefähr 300 Pfund zu tragen, sondern die Squaw selbst mit einigen Kindern nahm noch Platz darauf und erhielt mit ihrem Körper das Gleichgewicht. Auch ein Hund hatte ungefähr 50 Pfd. zu schleppen. Des Abends kampirten wir gemeinschaftlich an einem sandigen Creek. Die Indianer wollten ebenfalls nach den Arkansas, sie reisten uns aber zu langsam, wir trennten uns daher am nächsten Morgen von

ihnen und erreichten in zwei Tagen das linke Ufer des Arkansas. Der Arkansas und seine Umgebung haben hier viel Aehnlichkeit mit dem Platte. Er entspringt westlich von demselben Gebirgszug wie die Southfork und fließt in östlicher Richtung dem Mississippi zu. Seine Ufer sind zuweilen ganz nackt, zuweilen mit Cottonbäumen bewachsen. Nach beiden Seiten rollt wellenförmige Prairie hin. Das Wasser ist reißend, aber leicht und hier bloß für kleine Boote schiffbar. Viele Catfische leben darin. Am linken Ufer des Flusses gingen wir gegen 60 Meilen herab bis Penn's Fort, die Gegend bot sehr wenig Abwechslung dar. Längs des Ufers fanden wir zuweilen wilde Weintrauben. Sie waren größer, als ich sie je in den Ver. Staaten gesehen hatte, und schmeckten uns, trotz dem, daß sie noch sehr sauer waren, vortrefflich. Desgleichen fanden wir häufig die rothe Frucht einer Cactusart mit süßem schleimigen Geschmack. Das Gras wurde immer trockener, bloß am Wasser hin fanden wir noch frische Stellen. Das dürre, hohe Gras brannte, einmal angesteckt, wie Zunder. Durch Unvorsichtigkeit eines unserers Reisegefährten wurde das Gras einmal in unserm Lagerplatz in Brand gesteckt, und wir konnten nur mit Mühe unser Gepäc noch retten. Büffel wurden immer seltener. Am 15. September erreichten wir Penn's Fort. Es liegt hart am linken Ufer des Arkansas und ist das schönste und größte Fort, was wir auf dieser Reise sahen. Die Aussenwände sind von lehmigen Backsteinen aufgeführt, nach zwei Seiten erheben sich zwei Thürmchen mit Schießscharten. In dem geräumigen Hofe wird viel zahmes Vieh gehalten. Ausserdem haben sie viel Rindvieh, Schaafse und Ziegen und drei Büffelfälber, die ruhig mit der übrigen Heerde grasen. An Pferden hatten sie damals keinen Ueberfluß, weil erst vor Kurzem ein Haufe Indianer mit unglaublicher Frechheit gegen 100 Stück Pferde davon getrieben hatte. Das Fort liegt gegen 150 Meilen von Taos in Mexiko, gegen 300 von Santa Fé. Nach ersterer Stadt gehen öfter kleine Expeditionen von hier ab, um Mehl, Brod,

Bohnen, Zucker 2c. dort einzuhandeln. Ausserdem werden jährlich viele Güter von der Grenze von Missouri, die nur 600 Meilen entfernt ist, auf Ochsenwagen hieher transportirt. Vier Meilen oberhalb findet sich ein zweites kleineres Fort, Vublo's Fort, worin meist Franzosen und Mexikaner leben. Wir kauften uns hier etwas spanisches Mehl, was eher den Namen von Kleie verdiente, aber weil unser Appetit nicht verwöhnt war, uns dennoch mundete. Am 17ten brachen wir wieder auf. Durch die vielen Wagen, die jährlich von Missouri nach den Forts am Arkansas gehen, ist ein ziemlich deutlicher Fahrweg entstanden, der sich meist am Fluß hinzieht, und gegen 150 Meilen unterhalb mit der Santa Fé Straße zusammentrifft. Wir verfolgten diesen Weg. Die Gegend war dieselbe einförmige, hügelige, baumlose, sandige Prairie wie früher. Am zweiten Tage erreichten wir das s. g. big timber, eine Stelle am Arkansas, wo er einige Meilen weit reichlich mit Holz besetzt ist. Desto spärlicher aber wird das Holz weiter unterhalb. Die Comanches, im Süden eine ähnliche Rolle spielend, wie die Blackfeet im Norden, sollen diese Gegend oft durchstreifen; wir hatten jedoch das Vergnügen, mit ihrer Bekanntschaft verschont zu bleiben. Am 5ten Tage trafen wir wieder Büffelheerden. Am 6ten erreichten wir die Santa Fé Straße. Diese breite, Chaussee ähnliche, Straße ist allmählig durch die Handelszüge entstanden, die jährlich von der Grenze von Missouri mit vielen Ochsenwagen nach dieser mexikanischen Stadt abgehen. Die Entfernung von Independence nach Santa Fé wird auf 900 Meilen angeschlagen, die Straße zieht sich südwestlich durch die Prairie. In der kleinern Hälfte des Wegs durchschneidet sie den Arkansas. Der Fluß ist hier ziemlich seicht, der Uebergang soll nicht sehr schwierig sein. Bei dieser Uebergangsstelle trafen wir auf die Santa Fé Straße, und verfolgten sie von hier aus bis zur Grenze von Missouri. Die Straße wandte sich hier allmählig vom Flusse ab und nach kleinen Flüsschen hin, die sich von Norden her in den Arkansas ergießen. Die ersten Tage gingen wir über eine weite Hochebene, auf der wir unzählige Büffel,

aber nicht viel Wasser fanden. Am 26sten Sept. erreichten wir Pawueefork, am nächsten Tage Ashcreek, in dessen Nähe ein isolirter Felsblock in der Prairie steht, der als die Maiste des Weges zwischen der Grenze von Missouri und Penn's Fort angenommen wird, und auf dem manche Reisende ihre Namen eingegraben haben. Am 28sten passirten wir den Walnutcreek. Ein unglückseliger Zufall trennte mich hier von meiner Reisegesellschaft. Mein Pferd nämlich war in der letzten Zeit ziemlich hinfällig geworden, und ich mußte daher mehr zu Fuß gehen, als mir lieb war. Da sich am nächsten Morgen meine Reisegesellschaft mit dem Ausbruche etwas verzögerte, so nahm ich meine Thiere daher an dem Zügel und ging einstweilen voraus, in der Erwartung, daß die berittene Gesellschaft mich bald einholen würde. Ich versuchte später meine Thiere vor mir her zu treiben, sie liefen aber öfters seitwärts, und brachten mich so wahrscheinlich in einen falschen Weg, der nach einigen Meilen undeutlicher wurde und zuletzt ganz verschwand. Es war nebelig und ich konnte von meiner Gesellschaft nichts entdecken. Um nicht unnöthige Zeit zu verlieren, beschloß ich daher, in östlicher Richtung fortzugehen, indem ich so mit der Straße bald wieder zusammen zu treffen hoffte. Nachdem ich noch einige Meilen zurückgelegt hatte, sah ich einen großen Sumpf vor mir liegen. Nach Norden und Süden konnte ich kein Ende davon erblicken, östlich aber schien er sich bloß einige Meilen weit zu erstrecken. Das Wasser war nicht sehr tief, der Grund ziemlich fest, ich wollte daher auf jede Gefahr hin versuchen, in östlicher Richtung hindurch zu gehen. Im langsamsten Schritt ritt ich mein Pferd vorwärts, Gras und Schilf aber machten es oft ausgleiten. Mein Packthier fuhrte ich am Stricke nach. Wasservögel aller Art umschwärmten mich von allen Seiten. Nie zuvor habe ich eine solche Menge von Schwänen, Kranichen, Pelikanen, Gänsen und Enten beisammen gesehen, wie hier. Der Sumpf war förmlich mit ihnen bedeckt, und sie schienen sich so sicher zu fühlen, daß ich mit dem Schrotlauf meiner Büchseflinte leicht hunderte von ihnen hätte erlegen können. Im

Augenblick aber war es mir weniger um die Jagd zu thun, als wieder aus dem verwünschten Sumpfe zu kommen. Denn mein Pferd wurde zusehends immer müder und ich lezte in der Stunde kaum eine Meile zurück. Mit Mühe und Noth erreichte ich endlich das, was ich in der Ferne für Bäume gehalten hatte, aber es war bloß hohes Schilf, und die andere Hälfte des Sumpfes lag noch vor mir. Mein Pferd war jetzt weder durch Sporen noch Peitsche mehr von der Stelle zu bringen, ich stieg daher ab, und schleppte es am Zügel hinter mir her. Das Wasser reichte mir zuweilen bis an die Brust. Höchst gemessenen, langsamen Schrittes bewegte ich mich vorwärts, mein Hund schwamm der feierlichen Procession meistens nach. Die Sonne war schon am Untergehen, als ich das andere Ende des Sumpfes endlich erreichte. Vor mir lag eine kleine Hügelkette, und diesseits derselben ein kleiner Creek mit etwas Holz, dorthin trieb ich meine erschöpften Thiere noch. Die Einsamkeit, in die ich so plötzlich versetzt wurde, würde mich im Anfange der Reise sehr beunruhigt haben, jetzt aber hatte sie sogar ewigen Reiz für mich. Ich machte mir an einem etwas verstecktem Orte ein Feuer und trocknete mich wieder. Des andern Morgens, als ich eben mein Frühstück verzehrte, besuchte mich ein Rudel Hirsche. Sie kamen mir ganz nahe, und sahen mir lange Zeit zu, ich mochte aber nicht auf sie schießen, theils weil ich noch trockenes Fleisch bei mir hatte, theils weil die Gegend von den Pawnees zuweilen durchstreift wird.

Meinem Vorsatze getreu, ging ich in östlicher Richtung wieder vorwärts. Das Gras in der Prairie war oft manushoch und machte das Gehen äußerst beschwerlich. Nirgends war eine Spur von Weg zu sehen, die Gegend sah aus, als sei sie von keinem menschlichen Wesen noch betreten worden. Ich passirte mehrere kleine ganz unscheinbare Bäche, aber mit so schlammigem Boden, daß meine Thiere darin versanken, und ich mein Maulthier einigemal abpacken mußte. Des Nachmittags erreichte ich einen größern Creek mit vielem Holz, wahrscheinlich Cowcreek, und campirte hier. Meine Thiere waren zu ermüdet, ich blieb daher auch den folgenden Tag

hier liegen, trocknete mein Gepäck wieder, und stellte Betrachtungen über die Einsamkeit an. Den nächsten Morgen brach ich früh auf, sah unterwegs die letzten Büffel auf dieser Reise, versank noch einmal in kleinen Creeks und campirte Abends am Little Arkansas, einem Creek mit furchtbar steilen Ufern. Ich hatte lange zu suchen, bis ich einen Platz zum Wässern meiner Thiere fand. In dem hohen Grase konnte ich des andern Morgens meine Thiere nicht wiederfinden, erst als ich auf einen Baum kletterte, entdeckte ich sie in der Entfernung einer Meile. Bepackt war es unmöglich, mein Maulthier über den Creek zu bringen. Ich schleppte das Gepäck daher selbst auf andere Ufer und trieb die Thiere dann hinüber. Nachdem ich hier einige Stunden lang immer in östlicher Richtung durch die Prairie gegangen war, stieß ich plötzlich ganz unerwartet wieder auf die Santa Fé Straße. Meine Thiere waren nicht weniger erfreut, als ich selbst. Ich fand Spuren von meiner Reisegesellschaft. Denselben Tag campirte ich, weil ich kein besseres Wasser fand, an einer Pfütze, die von einer Unzahl Frösche bewohnt war. Am nächsten Morgen (es war der 6te seit ich von meiner Gesellschaft getrennt war) ging ich in einem Marsche 25 Meilen weit bis Cottonwood-Creek, einem waldigen Flüsschen, das dort einen schönen Halbzirkel bildet. Ich sah mich eben nach einem Lagerplatz um, als ich dicht vor mir in einer Vertiefung einen Schuß fallen hörte. Ich ritt näher und fand meine Reisegefährten wieder, die mir erzählten, daß sie am Little Arkansas einen Tag lang auf mich gewartet, zuletzt aber geglaubt hätten, daß ich schon voraus sei.

Wir hatten von hier aus noch gegen 200 Meilen bis zur Grenze. Gemeinschaftlich brachen wir am nächsten Tage (5ten Okt.) von hier auf und legten gegen 30 Meilen zurück, ehe wir Wasser fanden. Mein Pferd war jetzt so erschöpft, daß ich es kaum mehr ins Lager bringen konnte. Am zweiten Tag erreichten wir Council Grove. So heißt ein, einige Meilen langes, dichtes Laubholz, was sich an einem Creek gleiches Namens hier hinzieht. Die Santa Fé Caravanen halten hier gewöhnlich, um ihre Führer zu erwählen und sich

zu organisiren, daher der Name. Es liegt gegen 150 Meilen von der Grenze. In dem Holz findet man Hirsche, Welschhühner und Eichhörnchen. Es regnete beständig, wir blieben daher einige Tage hier liegen. Am 9ten Okt. brachen wir wieder auf, am 11ten erreichten wir den Osage, ein beinahe ausgetrocknetes Flüsschen mit reichlichem Holz. Mein Pferd war hier durchaus nicht mehr weiter zu bringen, es fraß begierig, ging vor Müdigkeit aber nicht von der Stelle. *The horse has stopped!* (das Pferd steht still!) ist der Kunstausdruck der Gebirgsleute für diesen Zustand. Sich selbst überlassen erholen sich die Thiere gewöhnlich nach einiger Zeit. Da ich aber darauf nicht warten konnte, so mußte ich das brave Thier, das mich einige tausend Meilen weit getragen hatte, im Stich lassen. Einige Wochen früher schon hatten wir zwei andere Pferde auf dieselbe Art zurückgelassen. Einer meiner Reisegefährten liebte mir indessen ein anderes Pferd. Die Gegend fing allmählig an, uns bekannter zu werden. Am 13ten Oct. hielten wir zu Mittag an demselben Orte, wie bei unserer Abreise von Sappling Grove aus. Gegen Abend campirten wir in der Nähe von Sappling Grove. Noch hatten wir keine Farmen und keine Menschen wieder gesehen, aber die Kuhschellen, die wir des Abends in unserer Nähe hörten, klangen uns wie die angenehmste Musik. Am andern Morgen gingen wir an den Farmen der Shawnees vorüber wieder nach unserm alten Standquartiere Westport. Vor dem Städtchen gaben wir eine Salve aus unsern sämtlichen Feuergewehren, die unsere alten Bekannten sogleich zusammenrief. Beinahe 6 Monate hatten wir in der Wildniß zugebracht. In dieser Zeit hatten wir unter täglichen Strapazen gegen 3000 Meilen zurückgelegt, in je-



dem Wetter auf der bloßen Erde geschlafen und fast blos von Fleisch gelebt, dennoch strotzten wir alle von Gesundheit, während die vielen fahlen Fiebergesichter, die wir hier trafen, uns hinlänglich sagten, daß der Sommer sehr kränklich gewesen sei. In Westport ruhten wir eine Zeit lang aus. Alle, selbst die gewöhnlichsten Genüsse des civilisirten Lebens hatten einen doppelten Reiz für uns. Nach 8 Tagen ritt ich mit drei andern meiner Reisegefährten noch 300 Meilen weit, bis St. Louis, wo wir am letzten October wieder ankamen.

---

## Neunzehnte Skizze.

### Die Indianer.

Wenn eine Nation untergegangen ist, so erweckt sie das Interesse der Nachwelt, und Geschichtschreiber und Alterthumsforscher erschöpfen sich in Forschungen über den Charakter eines solchen Volkes. Das Dasein eines Volkes aber, was bloß dem Untergange nahe ist, wie charakteristisch auch sein Leben und wie belehrend seine Geschichte für die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts sein mag, scheint nicht gleiches Interesse zu erregen. Dies mag eine der Ursachen sein, warum wir bis jetzt meines Wissens noch gar keine Geschichte dieser einst weit verbreiteten Menschenrace besitzen, welche den Continent von Amerika im alleinigen Besitze hatte, ehe sie von der vordringenden kaukasischen Race darin zurückgedrängt wurde. Die Schwierigkeiten, welche Unbekaantschaft mit den vielen Sprachen der Indianer, ihre eigene Unwissenheit über ihren Ursprung und Geschichte, die fortdauernde Feindseligkeit mancher Stämme gegen alle Weissen, die Beschwerlichkeit der Reise und des Lebens unter ihnen einem solchen Unternehmen entgegensetzen, will ich allerdings nicht in Abrede stellen, doch würde sich bei einem gründlichern Studium dieses Volkes jedenfalls eine genügendere Geschichte desselben jetzt noch zusammenstellen lassen, als in 100 Jahren, wo bloß die Schatten dieser untergegangenen Race unter uns herumwandeln werden. Die Ver. St. sind es sich selbst und dieser verdrängten Race schuldig, alle geschichtlichen Denkwürdigkeiten derselben so bald als möglich zu sammeln und als memento mori der Nachwelt zu übergeben.

Die Indianer sind durch so viele körperliche Eigenschaften von dem übrigen Menschengeschlecht verschieden, daß man ihnen einen eigenen Platz unter den 5 Menschenracen, in welche Naturforscher die Säugethier-Familie, Mensch, eingetheilt haben, einräumt. Ob diese 5 Racen ursprünglich existirten, oder ob wir alle von einer einzigen gemeinschaftlichen Stammrace abstammen, aus der die verschiedenen Racen sich allmählich entwickelten, ist hier nicht der Ort, zu untersuchen. Eben so wenig kann ich bestimmen, ob wir im ersten Falle die Indianer als eine ursprüngliche Race, oder als Abkömmlinge der Mongolischen, die vom nördlichen Asien her nach Amerika einwanderte, zu betrachten haben. Die charakteristischen Verschiedenheiten übrigens, wegen deren man sie jetzt als eigene Menschenrace, als die *a m e r i k a n i s c h e*, bezeichnet, bestehen in folgenden: Die Hautfarbe des Indianers ist braunroth, meist lohfarbig, zimmetbraun oder dunkel kupferroth, zuweilen aber auch bronzefarbig. Sein Haar ist schwarz, schlicht und straff. Sein Gesicht ist breit, aber nicht platt, die Gesichtszüge stark ausgewirkt. Die Augen sitzen tief und ziemlich horizontal. Die Stirne ist nicht hoch, an den Seiten aber zusammengedrängt. Der Gesichtswinkel ist gegen 80 Grad. Die Nase ist etwas breit, aber erhaben und gerade, zuweilen mit römischer Krümmung. Die Backenknochen sind sehr hoch und hervorspringend, das Kinn beinahe viereckig. Das Barthaar ist schwach, was seinen Hauptgrund vielleicht in der Gewohnheit hat, es frühzeitig auszurupfen.

Ueber den Charakter der Indianer ist schon viel gefabelt worden. Einige stellen sie als römische Helden und unverdorbene Natursöhne dar, andere als Feiglinge und als den Auswurf der Menschheit. Die Wahrheit liegt hier in der Mitte. Vor allen müssen wir die Indianer, welche die Cultur schon „beleckt“ hat, von den roheren, aber freieren Stämmen des fernen Westens unterscheiden. Erstere haben keinen markirten Charakter mehr; der ihnen von der Nothwendigkeit gebotene Betrieb des Ackerbaues hat die kräftigen

Züge des alten Jägerlebens in ihnen verwischt, ohne ihnen das milde Gift der Kultur dafür eingimpft zu haben. Um uns jedoch von dem Charakter der freieren N. A. Indianerstämme eine richtige Vorstellung zu verschaffen, wollen wir vorerst ihre gemeinsame Lebensart und Sitten etwas näher beleuchten.

Die Indianer, welche die westl. Territorien der Ver. St. bewohnen, sind in viele einzelne Stämme geschieden, die sich ganz unabhängig von einander betrachten. Sie leben sämmtlich von der Jagd, namentlich der Büffeljagd, und jeder Stamm nimmt einen weiten Bezirk mit sehr unbestimmten Grenzen als sein Land in Anspruch. Ausserdem erkennen sie gewisse Gegenden, die gewöhnlich sehr büffelreich sind, als gemeinschaftliches Jagd- und Kriegsterain an, auf dem sich verschiedene Stämme herumtummeln und das Recht des Stärkern gegen einander geltend machen. Zwischen den einzelnen Stämmen herrscht ewige Feindschaft, jeder Stamm muß einen Erbfeind haben, gegen den er Blutrache ausübt. Ihre Kriege gegen einander bestehen aber selten in offenen Angriffen und Schlachten, sondern sie suchen sich gewöhnlich so lange zu umschleichen, bis eine Partei die andere überrumpeln und niedermegeln kann. Beim Angriff erheben sie ein furchtbar gellendes Geschrei, den s. g. War-whoop. Die Erschlagenen werden scalpirt, d. h. die Kopfschwarte wird auf dem behaarten Theil des Kopfes zirkelförmig eingeschnitten und vom Schädel gezogen. Ein Skalp von einem Feinde ist der höchste Triumph des Indianers. Je mehr Skalps ein Indianer aufzuweisen hat, desto höher steht er in der Achtung seines Stammes. Zuweilen, wenn die Erbitterung nicht sehr groß ist, machen sie ihre Feinde auch bloß zu Gefangenen und behandeln sie dann als Sklaven. Den Frauen wird gewöhnlich dieses Loos zu Theil. Die Hauptwaffe der Indianer ist der Bogen und Pfeil. Durch Handel mit den Weissen haben viele unter ihnen jetzt auch Feuergewehr bekommen, u. sie verstehen sehr gut damit umzugehen, jedoch verkaufen ihnen alle Handelscompagnien bloß kurze, schlecht-

gearbeitete Karabiner und gar keine Büchsen. Eine andere, dem Indianer eigenthümliche Waffe ist der Tomahawk, ein kleines Beil, das sie im Handgemenge brauchen, und ebenfalls in den Forts einhandeln. Früherhin versfertigten sie dieselben von spitzen Steinen. Oft ist der Tomahawk zugleich zur Pfeife eingerichtet, um daraus rauchen zu können. Gewöhnlich aber bedienen sie sich zu diesem Zwecke besonderer langer Pfeifen, die einen großen Luxusartikel unter ihnen ausmachen und dem Eigenthümer oft um keinen Preis feil sind. Der Kopf dieser Pfeifen ist von einer rothen Thonerde versfertigt, die sich am obern Missouri findet und ein Gegenstand des Tauschhandels zwischen den östlichen und westlichen Stämmen ist. Das Rauchen ist unter Indianern zu einer conventionellen Begrüßungsformel geworden. Wenn man mit einem Fremden die s. g. Freidenßpfeife geraucht hat, so ist sein Haupt unversehrt. Gewöhnlich rauchen die Indianer blos Kautaback, der mit verschiedenen Kräutern gemischt wird, in Ermangelung desselben aber auch Sumach und andere betäubende Kräuter. — Jeder Indianerstamm hat einen Anführer (chief), dessen Würde in seiner Familie erblich ist, für kriegerische Unternehmungen aber wählen sie sich oft besondere Führer. Der Anführer hat sich in allen wichtigen Angelegenheiten mit den Kriegern des Stammes zu berathen, kann aber sonst, namentlich wenn er sich durch Tapferkeit auszeichnet, sehr eigenmächtig verfahren. — Die religiösen Feierlichkeiten werden in einem jeden Stamme von einem s. g. Medicin-Manne geleitet, der durch Hokus Pokus aller Art dem Volke zu imponiren weiß. Die religiösen Begriffe der Indianer selbst sind noch sehr roh. Wie alle Völker in der Kindheit, glauben sie an ein böses und gutes Princip und an eine Fortdauer nach dem Tode, in welcher der Tapfere sich des ungestörten Genusses aller Güter dieser Erde erfreut. Ein Hauptpunkt ihrer religiösen Feierlichkeiten besteht in verschiedenen wilden Tänzen und Gesängen. — Jeder Indianerstamm hat seine eigene Sprache. Alle ihre Sprachen schei-

nen eine gemeinschaftliche Abstammung zu haben, bei der Abgeschlossenheit der einzelnen Stämme jedoch, und dem Mangel aller Schrift mag die Aehnlichkeit oft sehr vernischt worden sein. Ihre Sprachen sollen meist sehr reichhaltig sein, und viel Biegsamkeit zur Bildung neuer Wörter besitzen. Die Ausdrucksweise des Indianers ist eine Mischung von lakonischer Kürze und bilderreicher Sprache, ihre Vergleiche sind aus der sie umgebenden Natur gewählt und meist sehr treffend. — Ueber das tägliche Leben der Indianer hatten wir in frühern Skizzen oft Gelegenheit, Bemerkungen zu machen. Die meisten Stämme wohnen blos in Zelten und führen ein wanderndes Jägerleben. In jedem Zelt wohnt gewöhnlich eine Familie. Vielweiberei ist unter allen Stämmen Sitte, aber blos die Reicheren machen gewöhnlich Gebrauch davon. Die indianischen Frauen (Squaws) sind in der Regel nichts weniger, als schön zu nennen, doch mag ihre Unreinlichkeit viel dazu beitragen, ihre Reize zu verbergen. Die Squaws werden übrigens nicht viel besser als Sklavinnen behandelt, der Wille ihrer Eheherren ist ihre letzte Instanz. Jagd und Krieg sind die einzigen Beschäftigungen des Mannes, alles übrige liegt den Frauen ob. Die Squaw hat die Pferde zu besorgen, hat das Zelt auf- und abzuschlagen, hat für das Gepäck Sorge zu tragen, das erlegte Wild zu metzeln, die Küche zu bestellen, die Häute zu gerben, Kleider und Mokassins zu machen u. s. w. Trotz dieser vielseitigen Ansprüche an ihre Thätigkeit sind sie meist unverdrossen und gutmüthig und ertragen die oft in Thätlichkeiten sich äussernden Launen ihrer Gebieter mit indianischer Standhaftigkeit. Die Kinder werden frühzeitig sich selbst überlassen; ich habe nie gesehen, daß sie geschlagen wurden. Gewöhnlich lernen sie eher reiten als laufen, doch erlangen sie auch in letzterem sehr bald große Schnelligkeit und Ausdauer. Obwohl ihre Muskeln nicht besonders stark entwickelt sind, so scheinen sie doch einen gewissen Grad von Zähigkeit zu besitzen, der sie zu außerordentlichen Anstrengungen fähig macht. Die Weiber sind nicht

weniger abgehärtet, wie die Männer, doch wird die völlige Entwicklung ihres Körpers gewöhnlich durch zu frühes Heirathen, oft schon im 10ten und 11ten Jahre, gehindert. Von Krankheiten leiden diese harten Naturkinder wenig, ansteckende Krankheiten jedoch, wie die Blattern, rafften zuweilen eine große Menge von ihnen hin. Ihre Arzeneien bestehen blos in Kräutern. Außerdem haben sie viel Zutrauen zu Dampfbädern, die sie in s. g. Schwitzzelten, sweat lodges, worin Wasser auf heiße Steine geschüttet wird, nehmen. — Der Reichtum eines Indianers besteht hauptsächlich in Pferden. Ihre Pferde stammen von Mexiko und sind ein so dauerhafter Schlag, wie die Indianer selbst. Wer keine Pferde besitzt, sucht welche zu stehlen. Diebstahl gilt unter den Indianern überhaupt für etwas erlaubtes, Pferdediebstahl aber sogar für ehrenvoll. Solche Pferdediebsbanden folgen einem andern Stamme oder einer Caravane von Weissen oft Wochen und Monate lang, bis sie Gelegenheit finden, die ganze Heerde davon zu treiben. Ausser Pferden besitzt jeder Indianer gewöhnlich eine Menge Hunde, die theils zum Lasttragen gebraucht werden, theils, in Ermangelung anderen Fleisches, zur Nahrung. Sie sind ihrem Aeussern und ganzen Wesen nach dem Wolfe sehr verwandt und stammen wahrscheinlich von ihm ab. — Die Kleidung der Indianer besteht meist aus ledernen Unterhosen und einem Teppich oder einer Büffelhaut, bei den Frauen noch aus einem ledernen, von der Brust bis auf die Knie reichenden, Oberhemd. Ihre leichten ledernen Schuhe, die s. g. Mokassins, fertigen die Squaws mit großer Geschicklichkeit, indem sie keine andere Werkzeuge dazu brauchen, als eine Ahle und Fäden von Büffelsehnen. Der Kopf ist bei beiden Geschlechtern unbedeckt. Eitelkeit und Puzsucht ist diesen Naturkindern wo möglich noch mehr eigen, als den Kindern der Cultur. Doch beobachtet man darin eine große Abstufung von dem oft ganz nackten Natursohne bis zum vollendeten indianischen Stutzer, der, im Gesicht mit Zinober bemalt, die Haare mit Federn geschmückt, den Körper mit Perlen

und Messingdraht behangen, ganze Stunden lang in ein Stückchen zerbrochenes Spiegelglas gaffen kann, um das Meisterstück der Schöpfung zu bewundern.

Welches sind nun die charakteristischen Eigenschaften der Indianer? Ihre körperlichen bestehen, außer den oben angeführten Rassenverschiedenheiten, in bewundernswerther Stärke, Gewandtheit und Ausdauer, verbunden mit höchst entwickelter Schärfe der Sinne. Ein Indianer erblickt seinen Feind, ehe der Weiße ihn mit dem Fernrohr entdeckt. Mit dem Ohr auf die Erde gelegt, belauscht er auf weite Strecken jeden verdächtigen Schall, mit seinem scharfen Geruch wittert er oft Rauch und feindliche Spuren, wo der Weiße noch keine Ahnung davon hat. Unter seinen geistigen Eigenschaften fällt uns zuerst sein Stolz in die Augen, mit dem er auf seine Umgebung, namentlich die blassen Gesichter herabsieht. „The proudest thing in the world is an Indian,” sagte mir einst ein alter Gebirgsmann, und wer je einen freien Indianer mit festem geraden Schritte, militärischer Haltung, unverwandtem Blicke und scheinbarer Gleichgültigkeit durch die Straßen einer volkreichen Stadt, die er vielleicht zum ersten Mal erblickt, gehen sah, wird das Urtheil nicht so unrecht finden. Dieser Stolz scheint mir nichts anderes, als ein Bewußtsein seiner Selbstständigkeit zu sein. Der Indianer, der in der weiten Prairie oder in dem Gebirge geboren und erzogen ist, der von Kindheit an mit den Gefahren eines wilden Jäger- und Kriegslebens vertraut wurde, der seine Heimath findet, wo sein Arm stark genug ist, sich zu behaupten, sein Obdach, wo der Himmel sich wölbt, muß natürlich ein anderes Selbstständigkeitsgefühl besitzen, als der verweichlichte Culturmensch, der in tausend abhängigen Verhältnissen geboren, erzogen u. begraben wird. Der Indianer fühlt sich frei, seiner Bedürfnisse sind wenige, seine Hülfsmittel liegen in ihm selbst, dies Bewußtsein erfüllt ihn mit jenem Stolz und mit jener Verachtung gegen alle Kultur. Doch



ist seine Gleichgültigkeit dagegen oft nur scheinbar und hat ihren Grund in einem andern markirten Charakterzug des Indianers, seiner großen Selbstbeherrschung. Die Leidenschaften des Indianers sind so stürmisch und auflodernd, als sie bei einem Menschen nur sein können, aber seine Selbstbeherrschung läßt ihn äußerlich ruhig erscheinen. Ein Indianer erträgt oft, ohne den geringsten Schmerz zu äußern, martervolle Todesarten, bloß um seine Feinde durch seinen Muth zu verhöhnen. Der Indianer, der seine Gefühle oder Plane verbergen will, läßt seine Linke nicht wissen, was die Rechte thut, weder Freundlichkeit noch Drohungen können sein Schweigen brechen. Diese Selbstbeherrschung dient ihm anderer Seits auch oft zum Deckmantel von Hinterlist und Verrath. Die Weißen selbst aber haben sich leider schon so manche Verrätherei gegen Indianer zu Schulden kommen lassen, daß die Grausamkeiten der letzteren dadurch oft gerechtfertigt erscheinen. Auch das Recht der Gastfreundschaft hat durch Bekanntschaft mit den Weißen an Achtung unter ihnen verloren, doch scheint es jetzt noch bei den meisten Stämmen Sitte zu sein, daß, wenn selbst ein Erbfeind Schutz suchend in das Zelt des Anführers tritt, ihm kein Haar gekrümmt wird, den nächsten Tag aber vielleicht schon, wenn man ihn in der Prairie oder im Gebirg ergreift, ist sein Skalp verloren. Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob der Indianer wirklichen Muth hat, oder von Natur feig ist. Wer die Lebensweise der Indianer kennt, muß zugeben, daß, wenn Muth sich in einem Menschen entwickeln läßt, sie völlig geeignet ist, einen Mann mit Furchtlosigkeit und Todesverachtung zu erfüllen. Daß die Indianer vor den Waffen der Kultur gewöhnlich unterliegen, und in weit überlegener Anzahl oft von einigen entschlossenen Weißen zurückgeschlagen wurden, ist kein Beweis gegen ihren, oft an Collukühnheit grenzenden Muth. Ihre Art und Weise, Krieg zu führen, läßt uns übrigens oft als Feigheit erscheinen, was Plan und Berechnung bei ihnen ist. So halten sie es z. B. für Thorheit, in

offener Schlacht gegen einander anzurücken, und Blachhawf, der berühmte Cafes und For Häuptling, als er einen großen Manoeuvre in New-York zusah, wobei mehre Batterien erstürmt wurden, konnte sich nicht genug über die Dummheit wundern, hunderte von Kriegern auf diese Art zu opfern, während man die Batterie bei Nacht, ohne einen Mann zu verlieren, überrumpeln könne.


Die Indianerstämme, welche jetzt das große Missouriterritorium durchstreifen, sind namentlich die Kanzas, die Sioux und Pawnees. In der Nähe der Felsengebirge, und jenseits derselben im Oregon leben die Crows, die Blackfeet, die Cutaws, die Snakes, Nez Perces, Flatheads, Pannacks etc. Von diesen Stämmen sind einige den Weißen befreundet, andere sind zweideutige Freunde, andere sind offene Feinde. Das letzte gilt namentlich von den Blackfeet, dem Schrecken der Trapper und Reisenden. Die Blackfeet streichen inmitten und zu beiden Seiten der Felsengebirge herum und sind seit langer Zeit schon die geschwornen Feinde, nicht bloß der Weißen, sondern auch aller Indianer. Sie betrachten sich als die Herrn der Welt, und bekriegen Jedermann, der sich ihnen nicht unterwirft. Ihre Kühnheit und Verwegenheit macht sie weit und breit gefürchtet. Die meisten Weißen, die in den Felsengebirgen umkommen, werden von ihren Tomahawf erschlagen. Kleine Parthieen Trapper werden schonungslos von ihnen verfolgt, aber auch größere Haufen greifen sie an, und beginnen oft förmliche Scharmügel. Wenn sie unvermuthet auf ihren Streifzügen mit einer andern Parthie zusammentreffen, so greifen sie entweder an, oder sie fliehen, weil sie bloß mit Feinden zusammentreffen können. Durch diesen unverföhnlichen Haß gegen Alles, was nicht von ihrem Stamm ist, den sie mit der verwegensten Consequenz durchzuführen suchen, ist der Name Blackfeet ein Schreckenswort für die Gebirgsleute geworden, ähnlich dem des grauen Bären in der Thierwelt. Durch die beständigen Kriege jedoch, und noch mehr durch Krankheiten, namentlich die Blattern, die vor mehren Jahren un-

ter ihnen hausten, ist ihr Stamm schon sehr zusammengeschmolzen und hat somit auch an Furchtbarkeit verloren.

Was das künftige Loos dieser wilden Stämme sein wird, die jetzt noch ungezügelt den fernsten Westen der Ver. Staaten durchjagen, läßt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit aus dem bisherigen Schicksale der östlichen Indianerstämme voraussagen. Wo im Völkerleben wirkliche Kultur mit rohen Naturkräften zusammenstößt, da werden die letzteren unterliegen. Die unaufhaltsam nach Westen vordringende Kultur hat bis jetzt Schritt vor Schritt die Indianer vor sich hergetrieben, und wenn Feindseligkeiten mit den Weißen und unter sich selbst nicht hinreichten, ihre Anzahl zu vermindern, so vollendeten es Krankheiten und geistige Getränke. Ganze Stämme, die früher in Staaten wohnten, wo jetzt die Kultur ihren bleibenden Sitz aufgeschlagen hat, deren Name dem Pionier des Westens damals vielleicht so furchtbar klang, wie der des Blackfoot dem Gebirgsmann, sind untergegangen und haben kaum eine Spur ihres Namens zurückgelassen. Einige wenige haben sich zum Ackerbau bequemt und leben als Schattenbilder einer untergegangenen Race unter uns fort. Die westlichen Stämme besitzen zwar bis jetzt noch eine Schutzmauer gegen das Vordringen der Kultur in der unendlichen, größtentheils sandigen, Prairie, die sich gegen 1000 Meilen weit von der Grenze des Staates Missouri bis zum Fuß der Felsengebirge erstreckt, in den Gebirgen selbst und den weiten Sandsteppen jenseits derselben. Aber diese Hindernisse sind nicht unübersteiglich. Die große Prairie enthält wenigstens zur Hälfte cultivirbares Land, und der Mangel an Holz, der weniger der Beschaffenheit des Bodens, als den häufigen Prairiebränden und der Menge des Wildes, namentlich der Büffelheerden, zuzuschreiben ist, wird mit dem allmählichen Vorschreiten der Kultur sich weniger fühlbar machen. Auch Illinois hatte früher viele baumlose Strecken, die sich erst in der Kultur von selbst bewaldet haben. Von Westen her aber, von den Ansiedelungen am Columbiaflusse, droht

den Indianern die meiste Gefahr. Am Columbiaflusse sind schon verschiedene Indianerstämme untergegangen, die übrigen leben in völliger Abhängigkeit von den Weissen.

So werden die Wellen der Cultur von Osten und Westen her sich nähern, bis sie die Sandsteppen durchdringen und den Fuß der Felsengebirge bespülen werden, und die wenigen freien Stämme, die sich bis dahin noch in den Gebirgen behaupten, werden den andringenden Wogen noch einigen Widerstand leisten, aber die Fluth wird immer höher und höher steigen und sie zuletzt darin begraben. Und der Büffel und die Antilope werden mitbegraben werden, und der blutige Tomahawk wird begraben werden, — aber die Friedenspfeife wird deshalb doch nicht geraucht werden, denn das neue Geschlecht wird mit den Tugenden auch alle Laster der Cultur mitbringen, und es wird den Schooß der Felsengebirge durchwühlen, um das edelste aller Metalle zu Tage zu fördern, und wenn es ans Tageslicht kommt, wird es Haber und Reid und alle unedlen Eigenschaften erregen, und die Menschen der Cultur werden sich nicht glücklicher fühlen, als ihre untergegangenen rothen Brüder.



## Nachwort.

---

In vorliegenden Skizzen übergebe ich dem Publikum hiermit die flüchtigen Beobachtungen einer im Fluge ausgeführten Reise. Ich mache keine Ansprüche auf eine wissenschaftliche Behandlung meines Gegenstandes; weder meine Zeit, noch Mittel, noch meine Kenntnisse in den Naturwissenschaften, die ich nie vorzugsweise studirte, erlaubten mir dies. Mein Zweck bei Entwerfung dieser Skizzen war bloß darauf gerichtet, dem Leser ein anschauliches Bild von dem unbekannten Westen der Ber. St. mit seiner eigenthümlichen Natur und seinen noch eigenthümlichern Bewohnern zu entwerfen, und die Gegenstände, die zerstreut und oft ermüdend langsam an meinem Auge vorüber gingen, gruppirt und Panorama artig ihm vorzulegen. Durch romantische Ausschmückung hätte das Bild für manche Leser vielleicht an Interesse gewonnen, ich zog es aber vor, die Natur und das Leben möglichst treu zu copiren, und nicht bloß die Lichtseiten, sondern auch die Schattenseiten desselben zu zeigen. Habe ich diesem Zwecke nur einigermaßen entsprochen, so fühle ich mich für die Beschwerden und Gefahren einer solchen Reise hinlänglich entschädigt.

Um einen leichtern geographischen Ueberblick zu verschaffen, habe ich eine kleine Reiseroute beigefügt, auf welcher der Zug der Felsengebirge und die von ihm entspringenden Flüsse angedeutet und der Punkt, wo ich die Felsengebirge überschritt, etwas näher ausge-

führt worden ist. Da noch keine, nach genauen Messungen ausgenommenen Karten von diesem Theile der Ver. St. existiren, so kann ich die geographische Richtigkeit derselben natürlich nicht verbürgen, doch dürfte sie dem Zwecke der bessern Anschauung wenigstens entsprechen. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden wir übrigens im Verlauf weniger Jahre eine geographisch richtige Karte vom Missouri und Oregon-Territorium der V. St. besitzen, da der Congress der Ver. St. durch einen erst vor Kurzem gefaßten Beschluß den Präsidenten ermächtigt hat, eine wissenschaftliche Forschung jenes Landstrichs zu veranstalten und die zur Sicherung des Landes nöthigen Maaßregeln zu ergreifen. Dem Vernehmen nach sollen jetzt in Folge dieses Beschlusses drei Militairforts, westlich vom Staate Missouri bis zum Fuß der Felsengebirge errichtet, und eine wissenschaftliche Expedition auf mehrere Jahre dahin abgesandt werden. — Durch solche Maaßregeln wird den in jener Gegend Reisenden bald mehr Sicherheit gewährt, die Kenntniß des Landes befördert, und der Cultur so die erste Bahn gebrochen werden.

Eine Umgestaltung dieses merkwürdigen Landes steht demnach bevor. In wenigen Jahren schon vielleicht wird der Pflug die jungfräuliche Erde durchbrechen, die bis jetzt bloß vom Huf des Wilbes und dem leichtfüßigen Indianer berührt ward. Jedes Jahrzehent wird den Charakter des Landes wesentlich verändern, und in 100 Jahren vielleicht werden die gegenwärtigen Erzählungen vom Gebirgsleben wie Märchen klingen.

# I n h a l t :

	Seite.
1ste Skizze Geographischer u. geschichtlicher Ueberblick	3
2te " Abreise. — Die Caravane - - - -	10
3te " Reise bis z. Kanzas. — Die Kanzas Indianer	14
4te " Reise vom Kanzas nach dem Platte. — Der Elk. — Die Antilope - - - -	18
5te " Reise am Platte bis zur South Fork -	23
6te " Der Büffel - - - -	26
7te " Die Sioux. — Uebergang über die South Fork - - - -	33
8te " Reise an der Northfork hinauf. — Der Prairiehund. — Fort Larami - - -	39
9te " Reise über die Blackhills. — Ueber- gang über die North Fork - - -	48
10te " Reise an den Süßen Wassern. — Die Windriver : Gebirge - - - -	52
11te " Das jährliche Rendezvous - - - -	57
12te " Der Uebergang über die Gebirge. — Der graue Bär - - - -	64
13te " Der Beerspring. — Reise nach Fort Hall	70
14te " Der Columbiafluß — Die Hudsonbay Comp.	76
15te " Antritt der Rückreise — Der Biber -	84
16te " Reise vom Beerspring nach Fort Crocket -	91
17te " Reise von Fort Crocket bis zur South Fork	97
18te " Rückkehr nach der Grenze von Missouri -	104
19te " Die Indianer - - - -	112



# Druckfehler.

Seite	Zeile v. oben	Statt	fies
2	6	fold.	fold,
5	22	ihr	sein
9	7	iene	eine
16	19	Zierarten	Zierathen
17	25	oft selbst	oft bloß
32	1	Sechste Skizze	Siebente Skizze
44	6	Alte	Alte
62	30	dahin	darin
71	6	sogen. Erdbrände	sogenannten Erdbränden
72	20	rother Eisenoryd	rothes Eisenoryd
72	22	Quelle	Quellen
74	4	nach dem	auf der
85	9	eines	einen
88	13	Tausend	Tausende
100	2	vom	von
120	2	Saßes	Saßes
120	2	einen	einem
120	2	Maneuvre	Manöver









